Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 178 (2010)

Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

22/2010 • 3. JUNI • 178. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

FREIHEIT UM DEN PREIS DES TODES

413 FREIHEIT
415 LESEJAHR
416 JESUS DER CHRISTUS
420 100 JAHRE ÖKUMENE
421 KIPA-WOCHE
431 SEXUALMORAL
433 AMTLICHER TEIL

Vor 700 Jahren – am 1. Juni 1310 – wurde in Paris Marguerite Porète, Begine aus dem Hennegau (Hainaut), als Häretikerin auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ihr Verbrechen: ihre Schrift «Der Spiegel der einfachen zunichte gewordenen Seelen» (Le miroir des âmes simples: et anéanties et qui seulement demeurent en vouloir et désir d'amour).[1]

Die Beginen

Das seit dem späten 12. Jahrhundert entstandene und im 13. und 14. Jahrhundert blühende Beginentum suchte eine Lebensform, die Frauen – oft im Umfeld der neuen Bettelorden – selbst entwickelt hatten und das eigenständige, charismatische Theologinnen hervorbrachte. Ohne Bindung durch monastische Gelübde lebten diese Frauen ein intensives Frömmigkeitsleben, verpflichteten sich zu Armut, Keuschheit, Gebet, Askese und karitativer Tätigkeit. Oft in Gemeinschaften (Beginenhöfe) in Städten lebend, verdienten sie ihren Lebensunterhalt vorwiegend durch Handarbeit. «Begine» war wohl ursprünglich ein Spottname ungeklärter Herkunft. Vom heutigen Belgien (Lüttich, Brabant, Hennegau) breitete sich das Beginentum im 13. Jahrhundert über fast ganz West- und Mitteleuropa aus (besonders Nordfrankreich, Provence, flämisch-niederländisches Gebiet, Südwestdeutschland). Wie für die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, die Volksbewegung der Katharer in Südfrankreich und die mystisch-spekulative Bewegung der «Brüder und Schwestern des freien Geistes» war die Motivation der Armutsbewegung die «vita apostolica» und die Rückkehr zur «ecclesia primitiva» des Anfangs. In Frankreich stellte König Louis IX. (der Heilige, †1270) die weibliche Laienmystik der französischen Beginen unter seinen Schutz. Im 14. Jahrhundert jedoch erlosch durch den Hundertjährigen Krieg das mystische Schrifttum in Frankreich und verlagerte sich in die Niederlande (rheinisch-flämische Mystik). Trotz enger Anbindung an die kirchlich anerkannten Bettelorden geriet das Beginenmilieu zunehmend unter Häresieverdacht, wurde oft zu Unrecht gebrandmarkt, verboten und verfolgt.

«Der gekreuzigte Christus» – Lithographie von Oskar Kokoscha (Illustration zum Beitrag von Wolfgang Müller zur Gottesfrage aus christlicher Sicht).

Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit (2 Kor 3,17)

Bekannte Mystikerinnen (wie Hadewijch, Mechthild von Magdeburg, Luitgard von Tongeren, Douceline, Ida von Nijvel u.a.) lebten wie Marguerite Porète aus der Überzeugung, dass Gottes Geist «weht, wo er will» und eine neue, innere Freiheit schenkt. Margaretes «Spiegel» beschreibt in Dialogform einen kühnen theologischen Weg: Als Schülerin der Gottheit gelangt die Seele über das Tal der Demut zur Ebene der Wahrheit und zum Berg der Minne in der liebenden Vereinigung mit der Gottheit. Das

FREIHEIT

Erkennen ihres «Nichts» in der Rückkehr zu Gott führt die Seele zum «Alles» in einer vollkommenen Freiheit. Dieser Weg befreit die religiösen Aktivitäten vom Zwang der Verpflichtungen aufgrund des Vorrangs der Liebe gegenüber Denken und Moral. Margarete erkannte, dass die guten Werke nicht Ursache, sondern Folge der unbedingten Liebe sind. Wie Paulus und später Martin Luther vertrat sie den Vorrang der Gnade vor den Werken, wie Augustinus den Vorrang der Liebe vor allem religiösen Handeln. Für die Bewegung der «Brüder und Schwestern des freien Geistes» war der Paulustext zentral: «Der Herr aber ist der Geist, und wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit. Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn» (2 Kor 3,17–18). Er beschreibt auch Margaretes Einsicht. Die Vollkommenheit, die ihr Buch entwirft, übersteigt die Minne-Mystik: Indem in der Seele als bettelnder Kreatur nur mehr Gottes Wille wirkt, erfährt sie eine Freiheit des Geistes, die sowohl die Tugendwerke als auch die kirchliche Heilsvermittlung relativiert und sie schon hier Ruhe und Heilsgewissheit finden lässt.

Verdacht weckende Freiheit

Diese Liebes- und Freiheitsmystik weckte den Argwohn der Kirchenleitung. Die zur Ketzerbekämpfung um 1231 begonnene Inquisition (Papst Gregor IX. bestellte örtliche Inquisitoren besonders aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden), die Albigenserkriege und konziliaren Beschlüsse (1252 Konstitution «Ad extirpenda» von Papst Innozenz IV.) führten zu Verhören unter Folter.

Was für Margarete ein übermoralisches Ziel ist, wird von der Inquisition als unmoralisch missverstanden. Um die Gefahr von Fehlinterpretationen wissend, holt Margarete schon 1285 drei kirchliche Gutachten ein. Als um 1300 ihr «Spiegel» konfisziert, geächtet und in Valenciennes öffentlich verbrannt wird, lässt sich Margarete nicht einschüchtern und bleibt bei ihrer Überzeugung. Nach einem zweiten Prozess durch den Bischof von Cambrai um 1307 gerät sie wegen verbotener Weiterverbreitung in die Mühlen der Inquisition und wird vom französischen Generalinquisitor Wilhelm von Paris angeklagt. Nach 18 Monaten Kerkerhaft beginnt die Befragung. Margarete verweigert einen Widerruf. Am 11. April 1310 erklären 21 als Gutachter angefragte namhafte Theologen der Universität Paris 15 Sätze des «Spiegels» als häretisch. Da Margarete standhaft bei ihren Aussagen bleibt, wird sie vom Inquisitor am 30. Mai 1310 als «rückfällig» erkannt und zwei Tage später – am 1. Juni 1310 – in Paris auf der Place de Grève verbrannt. Mit der Häresie-Bulle von Papst Clemens V. («Ad nostrum») begann die Verfolgung der Beginen in Strassburg (1317) und endete mit dem letzten Prozess in Mainz (1458).

Stark wie der Tod ist die Liebe ... Feuerglut ist ihre Glut, Flamme des Herrn (Hld 8,6)

Wie einst der judäische König Jojakim die Schriftrolle Jeremijas verbrannte, um die prophetische Botschaft auszulöschen (Jer 36), und ihrer doch nicht habhaft werden konnte, so spiegelt sich das Schicksal der Margarete im Schicksal ihres Buches. Die Verbrennung des «Spiegels» und der Tod Margaretes auf dem Scheiterhaufen konnten ihre theologischen Einsichten nicht aufhalten: Im 17. Jahrhundert war der «Spiegel der einfachen Seelen» aus dem Altfranzösischen ins Mittelenglische, Altitalienische und Lateinische übersetzt und erreichte unzählige Leserinnen und Leser.

Die Freiheitsmystik Margaretes und die Beginenbewegung waren eine Antwort auf die Kirche ihrer Zeit: auf ihre institutionelle Macht, ihren Reichtum und ihren bestimmenden Einfluss auf die Gesellschaft. Es war – im Kontext der Armutsbewegung – der Versuch, eine für Laien und Frauen lebbare Frömmigkeit und befreiende Lebensform zu entwerfen, die den kirchlichen Krisen und Machtansprüchen standhielt, indem sie sich auf das Herzstück des Evangeliums und des christlichen Glaubens besann: den Vorrang der Liebe vor jedem System religiöser Verpflichtungen und Vorschriften. «Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit»: Weder gewaltsame Abwehr noch Verschweigen vermag den prophetischen Stachel auszulöschen, der die Kirche zu allen Jahrhunderten immer wieder neu provoziert. Margarete fordert nicht einfach von «den Anderen» Reformen der Kirche, sondern bezeugt – in der Sprache ihrer Zeit – ihre durch innere Erfahrung gewonnene Wahrheit, für die sie mit ihrem Leben einsteht.

Heute – 700 Jahre später – ist die um den Preis des grausamen Feuertodes verteidigte Freiheitsmystik der Marguerite Porète und ihr mutiges Beispiel von bleibender Aktualität.

Marie-Louise Gubler

Dr. Marie-Louise Gubler unterrichtete am Lehrerinnenseminar Menzingen Religion und am Katechetischen Institut Luzern Einführung und Exegese des Neuen Testaments.

[1] Le miroir des âmes simples: et anéanties et qui seulement demeurent en vouloir et désir d'amour, attribué à Marguerite Porète. Trad. Max Huot de Longchamp. Paris 1984.

Das Bistum Chur handelt

In der breit geführten Missbrauchsdebatte wurde über das Bistum Chur in den Medien mit nationaler Ausstrahlung weniger berichtet als über andere Bistümer und einzelne Klöster. In der Angelegenheit des Pfarrers von Schübelbach handelte das Bistum gleich transparent und konsequent wie andere Bistümer, auch kürzlich mit der Entlassung eines Spitalpfarrers. Bischof Huonder und der Bischofsrat fanden deutliche Worte, und die Opfer werden weiterhin eingeladen, sich bei den Ansprechpersonen zu melden (vgl. www.bistum-chur.ch). *Urban Fink-Wagner*

VON DER KRAFT DER HAARE

11. Sonntag im Jahreskreis: Lukas 7,36–8,3

Eine Gruppe von Männern liegt zu Tisch. Sie unterhalten sich. Auf einmal dringt eine unbekannte Frau von zweifelhaftem Ruf – die meisten Interpreten und Interpretinnen sehen in ihr eine Prostituierte – störend in die Gesellschaft: Sie wendet sich einem der Tischgenossen, Jesus, in einer intimen Geste zu, indem sie seine Füsse durch ihre Tränen benetzt, mit ihrem Haar trocknet und mit kostbarem Öl einreibt. Dieser lässt sich die Liebesbezeugung gefallen, ja der verschwenderische Liebesbeweis der Frau erweist sich schlussendlich als richtig, denn Jesus nimmt die Liebesbezeugung an und vergibt der Frau die Sünden! Der Text entbehrt dabei nicht einer gewissen Ironie: Ausgerechnet die Hure erfährt Vergebung wegen «der vielen Liebe, die sie gezeigt hat» (Lk 7,47). Diese Doppeldeutigkeit im Lukasevangelium irritiert: Wie können wir diese Ambivalenzen für uns fruchtbar machen?

«Wie in den Schriften geschrieben steht …»

Ich möchte meine Überlegungen mit einem auf den ersten Blick oberflächlichen Detail der Erzählung beginnen, nämlich mit dem Haar der Sünderin: Das Bild der Frau, die mit ihrem offenbar vollen und langen Haar Jesus die Füsse trocknet, gefällt mir. Es hat denn auch in der Vergangenheit verschiedene Maler inspiriert. Ich möchte daher diesem Haar-Motiv etwas nachgehen.

Haare sind in der hebräischen Bibel bekanntlich ein Zeichen der Stärke, man denke an die Geschichte von Simson, dessen Kraft in seinen Haaren liegt und mit deren Verlust er auch seine körperliche Kraft verliert (Ri 13–16)! Die Abwesenheit von Haaren ist denn auch ein Zeichen von Trauer, Schwäche oder gar ein Ausdruck von Strafe, etwa wenn Jesaja über die Bestrafung Jerusalems Folgendes schreibt: «Und es wird Gestank statt Wohlgeruch sein und ein Strick statt eines Gürtels und eine Glatze statt lockigen Haars» (Jes 3,24). Auch Frauenhaar spielt in der hebräischen Bibel eine Rolle. Im Hohenlied wird das herabwallende Haar der Geliebten zwei Mal als Zeichen ihrer lebensstrotzenden Schönheit genannt: «Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die herabsteigen vom Gebirge Gilead» (Cant 4,1; siehe auch Cant 6,5). Das Haar wird hier mit etwas Lebendigem, nämlich mit Ziegen verglichen. Schöner könnte man die Lebenskraft, die mit Haaren in Verbindung gebracht wird, wohl nicht ausdrücken! Haare können aber auch zum Verhängnis werden, man erinnere sich an Absalom, den Sohn Davids, der sich mit seinem Haar in einem Baum verfing und so ums Leben kam (2 Sam 18). In diesem Falle bergen die Haare nicht das Leben, sondern führen zum Tod. Haare sind demnach etwas durchaus Ambivalentes, Zweideutiges, die zum Segen, aber auch zum Fluch werden können. Ausgerechnet mit diesen Haaren, die für Leben wie für Trauer, Zerstörung und Tod stehen können, berührt die Sünderin Jesus!

Kehren wir nochmals zum Hohelied zurück: Nicht nur die Haare, sondern weitere Gemeinsamkeiten verbinden nämlich unseren Lukas-Text und die hebräische Liebeslyrik. Da ist natürlich einmal die Liebe zu nennen, die in beiden Texten eine Rolle spielt: Lukas verwendet wie die Septuaginta das Wort «agapan», ein Wort, das das gesamte Bedeutungsspektrum von «Liebe» abdeckt. Die Sünderin reibt Jesu Füsse mit einem teuren Salböl ein. Kostbare Öle und andere wohlriechende Essenzen spielen auch im Hohelied eine grosse Rolle (z. B. Cant 5,1). Das Waschen der Füsse schliesslich ist eine Vorbereitung auf die Begegnung mit dem Geliebten (Cant 5,3). Auch der Ruf der anonymen Frau aus dem Hohelied ist wie derjenige der Sünderin offenbar nicht über alle Zweifel erhaben: So wird sie von den Wächtern der Stadt festgehalten und misshandelt, weil ihr Verhalten offenbar nicht den akzeptierten Normen entspricht (Cant 5,7). Durch die Anspielungen auf das Hohelied wird die anfangs erwähnte Ironie oder Provokation aber noch verstärkt. Lukas schwächt dadurch die Spannung zwischen der sündigen «Hurenliebe» und der Liebe, die zur Vergebung der Sünden führt, nicht ab, im Gegenteil! Lukas lässt die verschiedenen Bedeutungen der Liebe nebeneinander bestehen, er bietet keine klare «Entwirrung». Liebe umfasst Erotik, echte und tiefe Zuneigung zwischen zwei Menschen und auch die Liebe zwischen Gott und Mensch. Das Hohelied wurde ja im Judentum und im Christentum immer wieder allegorisch auf die Liebe zwischen Gott und Israel bzw. zwischen Gott und der Kirche gedeutet! Aber beide Texte, sowohl das Hohelied als auch Lukas 7, sprechen auch die Schattenseiten der Liebe an: Liebe kann auch grausam, ausnützerisch oder missbrauchend sein. Diese unaufgelöste Vieldeutigkeit verunsichert etwas. Vielleicht fordert uns Lukas jedoch als Leser und Leserinnen gerade heraus, durch diese Ambivalenz, die er ja beim Motiv der Haare bereits angedeutet hat, nachzudenken, Stellung zu beziehen, auf der Hut zu sein, dass aus dem grössten Segen, nämlich einer gegenseitigen echten Liebe, nicht eine Katastrophe wird, wenn sie verkehrt wird, unaufrichtig ist oder auf Macht basiert.

Nicht nur die Kraft zu lieben, beeindrucken an der namenlosen Sünderin, sondern auch ihr Mut und ihre Entschlossenheit: Obwohl von der Gesellschaft verachtet, tut sie, was sie für richtig hält – ohne Rücksicht auf das Gerede der Leute, auf etwaige Hindernisse zu nehmen oder Kosten zu scheuen. Sie fürchtet nicht, zurückgewiesen zu werden oder sich zu blamieren. Das couragierte Auftreten der anonymen Sünderin erinnert an die Hure Rahab, welche gemäss Jos 2 die israelitischen Kundschafter bei sich aufnimmt, sie versteckt und sicher entkommen lässt, da sie erkannt hat, dass deren Gott «oben im Himmel und unten auf Erden ist» (Jos 2,11). Auch Rahab nimmt dabei kein geringes Risiko auf sich, sie läuft Gefahr, von ihren Landsleuten als «Verräterin» entdeckt und entsprechend bestraft zu werden. Schlussendlich wird sie aber – wie die Sünderin – für ihre ungewöhnliche Tat belohnt, indem ihr Haus und seine Bewohner während der Eroberung verschont werden. Während im biblischen Text das Motiv der Liebe in der Rahab-Geschichte keine Rolle spielt, wurde es später von den Rabbinen eingebracht: Gemäss einer frühen Auslegung wurden Rahab ihre Sünden vergeben, weil sie «in Liebe gehandelt hatte» (Sifre Zutta zu Num 10,2).

Im Gespräch mit Lukas

Es fällt auf, dass die unbekannte Frau während der gesamten Episode kein einziges Wort sagt. Jesus und Simon sprechen zwar *über* sie, ihre eigene Sprache sind aber nicht die Worte, sondern ihre ausdrucksstarken Handlungen: Ihr Glaube zeigt sich an ihrer Liebe, und diese wiederum an ihren Taten: Ohne ein Wort tritt sie hinter Jesus, «wäscht» seine Füsse mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihrem Haar und salbt sie mit wohlriechendem Öl. Liebe ist in dieser Erzählung keine leeren Worte oder schönen Ideen, sondern ist etwas Handfestes, zum Beispiel eben der Zivilcourage und die dem Leben zugewandte Liebe der unbekannten Sünderin. Durch solche mutigen und aufrichtigen Taten werden «Gestank und Glatze» (siehe oben Jes 3,24) in «Wohlgeruch und lockiges Haar» (ebda.) sowie Lebensfreude umgewandelt.

Simone Rosenkranz

Dr. phil. Simone Rosenkranz ist nach dem Studium von Judaistik, Islamwissenschaft und Philosophie in Luzern, Basel und Jerusalem als Fachreferentin an der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern sowie als Lehrbeauftragte an der Universität Luzern tätig.

«ALS ABER DIE GÜTE UND MENSCHENFREUNDLICHKEIT GOTTES UNSERES RETTERS ERSCHIEN»

JESUS DER CHRISTUS

Gedanken zur Gottesfrage aus christlicher Sicht

Die religiöse Landschaft präsentiert sich sehr komplex und widersprüchlich.[1] Für viele unserer Zeitgenossen hat sich die Sache mit Gott erledigt, denn ein autonomer und selbstbewusster Mensch des 21. Jahrhunderts bedarf nicht mehr der Hilfskonstruktion einer Religion oder der Anlehnung und Stütze eines allmächtigen Gottes. Vertreterinnen eines radikalen Feminismus lehnen die klassische Gottesvorstellung als Ausdruck eines patriarchalen Weltbildes ab, das zur Unterdrückung der Frau beigetragen hat.

1. Ein Blick auf die aktuelle Glaubenssituation

Bildet der Begriff eines personalen Gottes, der als «Du» angesprochen werden kann, letztlich nicht eine Projektion menschlicher Sehnsucht und Allmachtsphantasie? Der moderne Humanismus wie der technische Fortschritt scheinen für viele ohne einen Gedanken an Gott auszukommen. Debatten in den Feuilletons westeuropäischer Zeitungen spiegeln diese neue Beschäftigung mit der Gottesfrage und beteiligen sich an diesem neuen Spiel «Gottfrage ja vs. Gottesfrage nein». Seit geraumer Zeit spricht man von der Wiederkehr des Religiösen. Damit geht einher ein neues Interesse an der Gottesfrage. Dieses Interesse muss allerdings als kontrovers umschrieben werden. Die Gottesrede oszilliert angesichts der Herausforderung des postmodernen Pluralismus zwischen gegenläufigen Tendenzen: einer totalen Beliebigkeit oder Gleichgültigkeit oder aggressiven Bekämpfung einer möglichen Gottesrede einerseits, eines fanatischen Fundamentalismus andererseits, der z. B. dem Christentum im Westen eine Glaubensschwäche vorwirft.

Der Monotheismus sitzt z. T. auf der Anklagebank. Er wird angeklagt als: a) reduzierter Totalitarismus, b) als apokalyptische Illusion, c) als Intoleranz. Zugleich gibt es ein wiedererwachtes Interesse am Polytheismus. Verschiedene Denkrichtungen plädieren für ein polytheistisches Denken, das sich, in Abkehr vom sogenannten Gewaltmonopol monotheistischer Religionen, dem Vielfältigen auch in der Gottesfrage zuwendet.

Durch die Globalisierung erfahren wir einerseits einen Glaubensverlust in unseren europäischen Gesellschaften, die zugleich eine Präsenz anderer Religionen erleben. Der postmoderne Westeuropäer erlebt vor seiner eigenen Haustüre die religiösen Praktiken von Menschen aus anderen Kulturen und Religionen, die nun mit ihm leben und arbeiten. Die emanzipierte Westeuropäerin sieht sich mit Rollenbildern konfrontiert, die für sie als historisch überwunden gelten. Die Debatte um die Analyse des Ergebnisses der Minarett-Initiative dauert noch an.

Christliche Strömungen und freikirchliche Bewegungen aus anderen Kontinenten finden zu unseren Gemeinden und werden z. T. in ihrer Praxis beargwöhnt. Aufgrund des Priestermangels der katholischen Kirche steht manchmal der sonntäglichen Eucharistiefeier ein Priester vor, der von einem uns fremd gewordenen Gemeinde- und Priesterbild spricht; Perspektiven in seine Glaubensverkündigung einfliessen lässt, die den Älteren als überwunden, den jüngeren als exotisch erscheinen. Was heisst es eigentlich, christlich von Gott zu sprechen? Ist nicht alles gleich oder muss von einem Proprium der christlichen Gottesrede gesprochen werden? «Drei Religionen – ein Gott?» So lautet der Titel der Vortragsreihe der Theologischen Fakultät in der Fastenzeit.

Am vergangenen Sonntag haben Sie den Vortrag über die Gottesrede und Gottesvorstellungen im Judentum gehört, am kommenden Sonntag wird über die Gottesrede des Propheten und die muslimische Praxis referiert werden. In diesem kleinen Beitrag zu diesen grossen Themenbereichen möchte ich weder einen apologetischen noch einen philosophischen Weg einschlagen. Jeder Begriff, der auf Gott gewandt ist, ist letztlich inadäquat. Die klassische Theologie kennt diese Problematik und entwickelte deshalb die so genannte «negative Theologie», die immer um den grösseren Abstand eines Begriffs zur gemeinten Sache weiss. Gott kann aber benannt werden. Wir benennen ihn in unseren Gebeten, wir haben das Lebenszeugnis des Mannes aus Nazaret, der diesen undefinierbaren Gott Vater nennt und ihn vertrauensvoll mit einem Du anredet.

Am 3. Fastensonntag hörten Sie in der Lesung zur Liturgie einen Abschnitt aus dem Buch Exodus, der von der jüdischen Nennung Gottes, dem Tetragramm handelte (vgl. Ex 3,1–15). In einer christlichen Perspektive muss von der jesuanischen Rede Gottes ausgegangen werden. Wie sprechen wir, wenn wir von oder über Gott sprechen? Der erste Bezugspunkt unserer Rede und unserer Vorstellungen ist die historische Person Jesus von Nazaret, den wir als Messias, Christus bekennen. Unsere Gottesrede ist immer jesuanisch und christologisch eingefärbt. Was heisst das aber genau?

Der Dominikaner Wolfgang W. Müller ist ord. Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern und Leiter des Ökumenischen Instituts Luzern.

[1] Der Text behält den Vortragsstil bei. Der Vortrag wurde am 14. März 2010 in der Jesuitenkirche Luzern im Rahmen der Reihe «Drei Religionen – Ein Gott» der Theologischen Fakultät der Universität Luzern gehalten. Der Vortrag erhebt weder den Anspruch, eine «Summe» noch eine «Kurzformel» christlichen Glaubens vorzulegen. Es sind Gedanken eines Systematikers zum Bekenntnis «Jesus (ist der) Christus».

2. Inkarnation

Der Heilswille Gottes tut sich eschatologisch und irreversibel kund im Ereignis der Menschwerdung seines einzigen Sohnes. Der ewige Sohn ist einzig wie Gott selbst. Er ist nicht geschaffen wie die Menschen und die Welt, und das führte dogmengeschichtlich zur Aussage seiner Wesensgleichheit mit Gott. Er ist gezeugt, was offenbar macht, dass er in die Materie (biblisch: Fleisch) der Welt eingetreten ist, um das Heil zu verwirklichen, das Gott den Menschen schenken will.

Das Bekenntnis zu Jesus als dem Christus entfaltet sich konkret im Kontext des Glaubens Israels, ohne den Gestalt und Botschaft Jesu nicht verständlich wären. Jesu Rede von Gott wurzelt im jüdischen Glauben. Gott wird dabei begriffen als der in der Geschichte Handelnde; die ersten Bekenntnisse zu ihm sind aus dem Lobpreis im Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen entstanden (z. B. Dtn 26, 5–9; Ex 15). Das Handeln Gottes ist bezogen auf sein Volk. Der Gott Israels ist nicht ein Stammesgott, sondern der seinen Stamm in der Geschichte konstituierende und durch die Geschichte führende Gott. Jesus, der Mann aus Nazaret, ist eine geschichtliche Person und entstammt dem jüdischen Milieu. Er wurde in der Tradition seines Volkes und seiner Religion erzogen (siehe die lukanische Kindheitsgeschichte oder Jesu Tempelbesuch). Er nimmt an Wallfahrten teil, lässt sich von Johannes taufen und predigt in Synagogen. Jesus verkündet und verwirklicht eine neue Lebenspraxis: Jesus geht in seiner Verkündigung zu den Ausständigen der damaligen Gesellschaft. Er bringt damit zum einen seine Botschaft von der Barmherzigkeit, die im Gottesbild des ersten Bundes begründet liegt, und zum anderen seine grundsätzliche Offenheit für alle Menschen, besonders für jene, die sich in Extremsituationen befinden, zum Ausdruck. In seiner Liebe zum Nächsten geht er bis zum Äussersten (vgl. Joh 13,1 ff.). Er macht allen Mut zur Umkehr und verkündet eine «neue Lehre voll Macht» (Mk 1,27). Jesus schenkt den Geist der Versöhnung: Schuld und Versagen sind Erfahrungswirklichkeiten menschlichen Lebens. Jesus schenkt dem in Schuld und Sünde verstrickten Menschen Verzeihung und Versöhnung. «Niemand ist gut ausser Gott» (Mk 10, 18). Deswegen kann Gott Sünden vergeben, Jesus, der in der Vollmacht Gottes handelt, den er den Vater nennt, schenkt den Sündern Heil und Vergebung. Er lebt die Predigt, die er verkündet. Versöhnung ist nicht nur siebenmal zu ermöglichen, sondern siebenundsiebzigmal, d. h. ohne Einschränkung und ohne Begrenzung zu gewähren (vgl. Mt 18,21 f.). Nicht nur die als fromm Geltenden nimmt Jesus in diese Verkündigung mit auf, sondern einfache Handwerker, Fischer, Kollaborateure der römischen Besatzungsmacht. Die gelebte Versöhnung ist Zeichen für Gottes Barmherzigkeit.

Jesus sucht die Gemeinschaft mit allen Menschen: Essen und Trinken, Mahlfeiern, sind in seiner Symbolsprache Zeichen für das Miteinander des Menschen, jener Gemeinschaft, die man sich gegenseitig schenkt. Bei wichtigen, «hohen» Zeiten (Geburt, Tod, Eheschliessung…) wird ein Mahl gehalten. Wiederholt erzählen die Evangelien, dass Jesus Mahl gehalten hat. Diese Tischgemeinschaft ist Symbol für die Teilnahme am Reich Gottes: «Selig, wer im Reich Gottes am Mahl teilnehmen darf» (Lk 14,15). Dieses Mahl wird nicht nur mit denen gefeiert, die Anrecht auf ein solches Mahl haben, sondern Jesus lädt alle zur Teilnahme ein: Zöllner, Sünder, Neugierige, Suchende, Reiche und Arme. Ein solches Festprogramm ist für Jesus nicht zufälliges, sondern demonstratives Zeichen für die angehende Gottesherrschaft, deren Verheissung sich an alle Menschen richtet. Deswegen ruft er seine Jünger und Jüngerinnen zur Nachahmung dieser Praxis auf: «Ladet die Armen, Krüppel, Blinden und Lahmen zum grossen Festmahl ein! Geht auf die Feldwege und an die Hecken und Zäune und drängt sie hereinzukommen.» (Lk 14,15–24). In einem solchen Festmahl sah Jesus das anbrechende Gottesreich: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen (vgl. Mt 8,11). In seinem letzten Mahl mit seinen Jüngern verdichtet sich die gesamte Botschaft Jesu vom anbrechenden Gottesreich in seiner Person.

Jesus schenkt den Kranken und Beladenen neuen Mut: Immer wieder berichten die Evangelien von Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen. Diese Handlungen sind symbolische Zeichen für die anbrechende Gottesherrschaft in der Person Jesus von Nazareth. Diese Herrschaft macht den Menschen ganzheitlich heil: heil an Körper, Geist und Seele. Krankenheilungen sind Anzeichen der vollkommenen Gottesherrschaft. Im Hymnus zum Pfingstfest heisst es in bezeichnender Weise: «Höchster Tröster in der Zeit. / Gast, der Herz und Sinn erfreut, / köstlich Labsal in der Not, / in der Unrast schenkst du Ruh, / hauchst in Hitze Kühlung zu, / spendest Trost in Leid und Tod. … Wärme du, was kalt und hart, / löse, was in sich erstarrt …»

Jesus beruft Männer und Frauen in seine Nachfolge: Sie begleiten Jesus in Galiläa und bezeugen die symbolischen Taten und Handlungen, die Jesus während seiner Predigttätigkeit vollbringt. Das Ethos der jesuanischen Gottesgemeinschaft zeigt sich in beeindruckender Weise im Ethos der Bergpredigt. In der Radikalität und Unbedingtheit symbolisiert das Ethos der Bergpredigt ein neues Verhältnis des Menschen zu Gott und der Menschen untereinander und miteinander. Durch die Ereignisse von Ostern «ratifiziert» Gott diese Botschaft als die seine. Die Grundaussage von Christologie und Soteriologie «Jesus ist der Christus» lässt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Jesus selbst ist das Heil. Die Person Jesu ist einmalig und unvertauschbar.

2. Der universale und öffentliche Anspruch Jesu schliesst jeden Versuch einer Privatisierung aus.

3. Die Aussage «Jesus als das Heil der Welt» bezeichnet ihn als den mit dem Hl. Geist Erfüllten.

4. Das Christusereignis geschah um das Heil der Menschen willen; «propter nostram salutem» formuliert das altkirchliche Credo diese Glaubensaussage.

Ist unsere Rede von Gott aus christlicher Perspektive damit vollständig beantwortet? Sie sagen vermutlich «Ja». Ist doch alles gesagt! Ist alles gesagt? Nein, wir dürfen, wenn wir in einer geschichtlichen Perspektive von unserem Glauben sprechen, nicht dem grossen Missverständnis anheimfallen und den Hl. Geist vergessen zu bedenken.

Unsere Rede von Gott bliebe unvollständig, würden wir in unserer Betrachtung die Rede über den Hl. Geist in unseren Überlegungen unterlassen. Eine Gefahr, die der bekannte Konziltheologe Yves Congar als eine der grossen Gefahren der abendländischen Kirchengeschichte ausgemacht hat: Er nennt diese Häresie einen «Christomonismus» und meint damit, dass in unserem Geistes- und Glaubensleben das Wirken und die Präsenz des Hl. Geistes oft oder gänzlich vergessen wurden.

3. Der Hl. Geist

Der Hl. Geist, in einer heilsgeschichtlichen Perspektive betrachtet, ist der eigentliche Motor der Gotteskindschaft in ihrer Realität als Gnade und heiliges Leben. Das christliche Leben gründet darauf: Paulus spricht diesbezüglich vom Leben, das im Sohn vom Geist Gottes beseelt ist (Röm 8,14–17). Der Geist Gottes entspringt dem unverfügbaren Handeln Gottes. Der Geist «weht, wo er will» (Joh 3,8). Das Augsburger Bekenntnis nimmt in Kap. V dies auf, wenn es schreibt: «ubi et quando visum est Deo». Das «Wo» und «Wann» der geisterfüllten Realität sind offen und allein Sache Gottes. Die Rede vom Hl. Geist bringt nicht nur die Unverfügbarkeit der Gottesrede zum Ausdruck, sondern zugleich ein Unruhe-Element in den christlichen Diskurs über Gott, der vieles noch rätselhafter macht. Der Hl. Geist ist, nach Auskunft der Schrift, ausgegossen in die «Herzen» der Gläubigen. Ihnen werden Geistgaben, Charismen zuteil, durch deren Einsatz sich die gegenseitige Erbauung der Gemeinde vollzieht.

Der Hl. Geist ist die Antizipation der Erlösung, das Angeld, das ein Leben im Geist ermöglicht. Im Geist ereignet sich je neu das Christusgeschehen, das «pro nobis» der Befreiung, das Heilsein und die Gemeinschaft mit dem dreieinen Gott und unter uns Menschen. Der Geist schenkt Leben über den Tod hinaus in das Leben Gottes hinein, er eröffnet uns das Christusereignis, in seinem Geist können wir es uns aneignen. Jesus Christus und der Hl. Geist sind, mit einem patristischen Bild umschrieben, die beiden Hände des Vaters.[2] In diesem Zusammenhang möchte ich an ein altes Gebet erinnern, das aus dem 14. Jahrhundert stammt und diese «zwei Hände», von denen Irenäus spricht, metaphorisch nochmals umschreibt: Christus hat keine Hände, / nur unsere Hände, / um seine Arbeit heute zu tun. / Er hat keine Füsse, / nur unsere Füsse.

Der theologische Diskurs der jungen Kirche rang in seinen christologischen und trinitätstheologischen Entwürfen sehr lange Zeit, um die christologische, pneumatologische und trintätstheologische Grundstruktur christlichen Glaubens in ein Bekenntnis zu fassen.

4. Der Gott Jesu Christi

Gott rettet. Er gibt sich nicht damit zufrieden, nur einzuladen und den Weg zu zeigen, nur zu gebieten und zu verheissen. Der biblische Gott ist nicht, wie im Neuplatonismus, das Eine, von dem alles durch Emanation hervorgeht und zu dem alles durch Wiederaufnahme und geistige Schau zurückkehrt. Er ist vielmehr der Einzigartige, der kommt und bei seiner Schöpfung ankommt; einer Schöpfung, die von ihm kommt und doch von ihm verschieden ist. Er kann als ein «Ich» verstanden werden, das sich dem menschlichen Du offenbart. Dieser einzigartige Gott lebt durch sich, für sich und für jeden Menschen. Seine Heiligkeit gibt seine Besonderheit kund. Die Wirkmächtigkeit Gottes offenbart sich in der Einzigartigkeit seines Wirkens. Dadurch unterscheidet er sich von jeder zyklischen Wiederkehr der Phänomene der Welt. Er beruft Gesandte und Zeugen. Die Einzigartigkeit des biblischen Gottes schuf Neues: «Wir verkünden (...), was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Grosse, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Denn uns hat er Gott enthüllt durch den Geist» (1 Kor 2,9 f.).

Er ist nicht nur der transzendente Gott der Schöpfung und des Weltgerichts. Er ist auch derjenige, der durch das Handeln von Menschen eingreifen kann. Die prophetische Tradition der monotheistischen Religionen zeigt, dass der erhabene Gott ruft und sich anrufen lässt. Der Schöpfergott unterscheidet sich demnach von einem Demiurgen, dem es genug wäre, die Welt herzustellen und auf den Weg zu bringen, um sich hernach aus dem Schicksal der Welt zurückzuziehen. Die Prophetie ist die barmherzige Nähe zum verlorenen Menschen. Sie ist eine Erinnerung an die Gabe des Gesetzes. Der Mensch empfängt von Gott Licht auf dem Weg des Heils. Gott schenkt sich selbst wieder, wenn sich die Menschen vom Weg entfernen. Das Christliche des theologischen Diskurses besteht zunächst im Heil der Verlorenen und in der Rechtfertigung sündiger Menschen.

Der christliche Diskurs über Gott übersteigt die Alternative des Agnostizismus und des Atheismus. Der theologische Diskurs über Gott ist weder in monotheistischer noch in polytheistischer Perspektive zu fassen. Dies gilt es in das Gespräch mit anderen Religionen einzubringen.

[2] So Irenäus von Lyon: Adv. Haer IV, 38, 3; V, I, 3.

Die Akte des Denkens über Gott können an die Grenze des Denkbaren und Denkmöglichen führen und geben Plausibilitätsstrukturen für das Denken, das wir in dem heilsgeschichtlichen Begriff «Gotteswort im Menschenwort» versuchen auszusagen: Jedes Wort, das wir als Gotteswort bekennen, drückt sich in menschlichen Worten aus. Das christliche Denken, das von diesen Prämissen ausgeht, respektiert die Grunddaten der Gotteslehre nach Thomas von Aquin, der von einer indirekten Erfahrung Gottes spricht und deshalb den Menschen als «capax infiniti» bezeichnet, d. h. uns ist zu eigen, dass wir Unendliches denken und empfangen können. Gottes Sein kann man, so Thomas, als präsentisches Sein verstehen, denn es ist sowohl Grund und Ziel von allem als auch zugleich immanent und transzendent. Die christologische Spitze dieser Aussage kann mit Eberhard Jüngel wie folgt formuliert werden: Der gekreuzigte Christus ist selbst eine Spur Gottes («vestigium trinitatis»). Sein Leben und Sterben und Gott als Geheimnis der Welt geben Antwort auf das «Woher» und «Woraufhin» der menschlichen Existenz.

Gottes Sein ist als Beziehung zu denken, das weder einem apathischen noch autoritären und willkürlichen Gottesbild das Wort redet! Es integriert einseitige Vorstellungen von Gott. Gott kann als «Vater» und als «Mutter» angesprochen werden und übersteigt sexistische Einschränkungen jeglicher Couleur. Gott kann ebenso als «gute Mächte», wie es das Gedicht von Dietrich Bonhoeffer nahelegt, benannt werden, ohne in einen New-Age-Jargon zu verfallen. Der theologische Diskurs weiss um die Bildhaftigkeit aller menschlichen Rede von Gott.

Die klassische christliche Gottesrede ist nicht der Weisheit letzter Schluss für die theologisch verantwortbare Rede von Gott, sie vereint jedoch denkerisch verschiedene Elemente, die für die christliche Rede von Gott konstitutiv sind: Sie geht von der Einheit Gottes und Verschiedenheit im Blick auf das heilsgeschichtliche Handeln Gottes aus und bezieht das dialektische Spiel von Selbsterschliessung und Verborgenheit Gottes mit in ihre Rede ein.

Das christliche Bekenntnis des christlichen Glaubens lebt aus dem Credo zu Jesus als dem Christus. Kommen, Gehen und Bleiben Jesu Christi sind stets auf die Zukunft ausgerichtet. Die Erfüllung der Zeit verharrt in der Ambivalenz des Historischen. Das christliche Denken rechnet mit dem Kommen des Reiches Gottes, in dem Gott «alles in allem» (vgl. 1 Kor 15,28) sein wird. «Bei Gott erfährt man, dass Er in absoluter Freiheit wesentlich Schöpfer, der Liebhaber des Endlichen ist, und zwar mit der Absolutheit einer für uns unergründlichen göttlichen Liebe.»[3]

Gott, indem er Mensch geworden ist, ist nicht mehr jenseits vom Humanum zu erwarten. Gottes- und Nächstenliebe bilden, so Karl Rahner, eine unaufhebbare Einheit. Gestalt, Leben, Botschaft und Geschick dieses Jesus von Nazareth sind der Weg christlicher Theologie, um im Hier und Heute adäquat von Gott zu sprechen.

Eingangs haben wir uns gefragt, wie wir – in einer christlichen Perspektive – von Gott reden können. Die biblischen und geschichtlichen Überlegungen führen uns in aller Deutlichkeit und Strenge auf den Menschen Jesus von Nazareth, in dessen Geist sich Menschen bis heute versammeln, bekennen und ihr Gottesverständnis und Gottesbild von diesem Zeugnis als dem Christus bestimmen lassen. Der christliche Glaube sagt, Gottes- und Nächstenliebe gehören in einer untrennbaren und unaufhebbaren Einheit zusammen. Jede Rede von Gott findet – aus christlicher Sicht – darin ihr Schibboleth. Was haben wir mit diesen Überlegungen gewonnen?

Ich möchte dies, in aller Kürze, an zwei Beispielen illustrieren.

a) Der Maler Oskar Kokoschka (1886–1980), ein führender Vertreter des Expressionismus, hat zu Kriegsende eine Lithografie gemalt, die den Titel trägt: «Der gekreuzigte Christus hilft den Kindern». Im Kreuzesbalken wird festgehalten: «In memory of the children of Europe who have die of cold and hunger this year.»

Das lithografierte Plakat lässt Kokoschka auf eigene Kosten zum Tag des Friedensschlusses 1945 in den Untergrundbahnhöfen Londons plakatieren und erinnert daran, dass nach den Kriegswirren uns im Geist Jesu Christi ein Neuanfang möglich ist. Er denkt dabei an etwas ganz Banales und doch Wesentliches. Die Kinder, die nicht im Krieg gestorben sind, nicht aus Hunger, nicht durch Kälte oder durch den Bombenhagel Nazideutschlands getötet worden sind, werden nun Nahrung bekommen. Essen, ein Grundakt von uns Menschen, wird zu einem Symbol der Hoffnung. Der gekreuzigte Christus, der sich selbst den Kindern schenkt, ist in der schweren Not der Zeit ein Symbol: das Lebensbrot, das Gott uns in Jesus Christus geschenkt hat und immer wieder schenkt. Dieses wahre Brot ist nicht spiritualistisch zu verstehen, sondern meint die Dichte und Tiefe unseres Brotes, um das wir im Vaterunser bitten. Ganz kurz, geradezu schematisch, deutet der Maler das Wesentliche an: Der Gekreuzigte beugt sich hingebungsvoll zu einer Schar von Kindern herab. Die Kinder schauen sehnsüchtig zu Christus auf. Seine Hand scheint den Mund eines der Kinder zu berühren. Auf dem Balkenkreuz steht in englischer Sprache, um was es hier eigentlich geht: hungernden Kindern Essen zu geben, ihnen Hoffnung zu vermitteln.

b) «Wenn Gott allmächtig ist, warum lässt er dann das Leid zu?»

Die Rede von der Allmacht, Allwissenheit und Güte Gottes geht uns heute nicht mehr einfach über die Lippen. Können wir angesichts der unheimlichen Ereignisse, die Leben zerstören, von der Güte Got-

[3] E. Schillebeeckx: Menschen. Die Geschichte von Gott. Freiburg i. Br.-Basel-Wien 1990, 230.

tes sprechen? Wo bleibt die Güte Gottes beim Erdbeben in Haiti? Wo soll der Sinn unschuldiger Opfer in Kriegen, im Terror, im Sexualverbrechen liegen? Müssen wir angesichts der Härte und Brutalität der Realität nicht schweigen und mit dem Psalmisten verzweifelt rufen: «Wo bist du mein Gott?» Diese brutalen Fakten können wir nicht erklären, wir dürfen sie weder spirituell kleinreden noch metaphysisch überhöhen. Angesichts der erfahrenen Brutalität und Schwere des Lebens und der Ereignisse können wir aber versuchen, im Geiste Christi zu helfen.

Worin liegt, so habe ich zu Beginn meiner Überlegungen gefragt, das Proprium des christlichen Gottesverständnisses? Was sagt ein solches Gottesverständnis über mein eigenes Leben aus? Macht es einen Unterschied, zu fragen «Wer bin ich?» oder «Wer bin ich, mein Gott?». Der Gottesgedanke scheint in der modernen Welt als denkerische Voraussetzung der Welt und als Begründung unserer Selbstdeutung nicht mehr nötig zu sein, radikaler formuliert kann man sagen, er sei obsolet geworden. Die Höhen und Tiefen unseres Lebens lassen sich aber auch unter einer theologalen Perspektive betrachten. Die Frage nach Gott erscheint in der Lebensgeschichte des Mannes aus Nazareth als eine mögliche Frage menschlichen Lebens und kann auch uns heute denkerisch Perspektiven öffnen und neue Wege erschliessen. Gott zu denken, Gott zu glauben eröffnet uns Menschen einen neuen, freien Raum für unser Menschsein. Dieser Raum gründet in Hoffnung und Liebe, die Gott uns Menschen schenkt und die wir untereinander mitteilen und teilen soll(t)en. Die richtige Grundeinstellung ist die Compassio, die (Mit-)Menschlichkeit. In Jesu Leben und Tod wird diese Mit-Menschlichkeit offenbar. Nichts anderes als diese – in Gott begründete – Mit-Menschlichkeit wird von Christinnen und Christen eingefordert. Durch die gesamte Bibel durchzieht sich diese eine grosse Frage, die Gott an uns Menschen stellt: «Wo ist dein Bruder?» (Gen 4, 9). Jesus, der Mann aus Nazareth ist unser aller Bruder, der vollumfänglich diese grundsätzliche Frage durch seine beeindruckende Proexistenz beantwortet hat. Als Folge darauf spricht der Titusbrief, ein späterer Brief des NT, in seinem 3. Kapitel über die Einstellung der Christinnen und Christen zur Welt, in folgenden Worten (3,1–8):

1 Erinnere die Christen daran, dass sie sich dem Staat und seinen Behörden unterzuordnen haben. Sie sollen die Gesetze des Staates befolgen und sich tatkräftig für das Gemeinwohl einsetzen.

2 Kein Christ darf gehässig über andere reden oder gar Streit suchen. Er soll vielmehr jedem freundlich und liebevoll begegnen.

3 Vergessen wir nicht: Auch wir wussten es früher nicht besser. Wir waren Gott ungehorsam, kannten den richtigen Weg nicht und wurden von allen möglichen Wünschen und Leidenschaften beherrscht. Bosheit und Neid bestimmten unser Leben. Wir hassten alle, und alle hassten uns.

4 Aber dann haben wir Gottes Liebe und Güte erfahren durch unseren Erlöser und Retter Jesus Christus.

5 Nicht, weil wir etwas geleistet hätten, womit wir diese Liebe verdienten, nein, seine Barmherzigkeit war es, die uns durch eine neue Geburt zu neuen Menschen gemacht hat. Das war ein Werk des Heiligen Geistes,

6 den Gott uns durch unsern Erlöser Jesus Christus in reichem Masse geschenkt hat.

7 So sind wir allein durch seine unverdiente Güte von aller Schuld befreit und warten voller Hoffnung auf sein himmlisches Reich, das wir als seine Kinder erben werden.

8 Darauf können wir vertrauen. Ich will, dass du dies alles sehr nachdrücklich denen klarmachst, die zum Glauben an Gott gekommen sind. Sie sollen alles daransetzen, Gutes zu tun. Das dient uns selbst und hilft auch anderen.

Das Gebet aus dem 14. Jahrhundert und die Lithografie Oskar Kokoschkas erinnern uns in ihrer unprätentiösen Art und Weise an das Wesentlichste unseres Glaubens.

Wolfgang W. Müller

100 JAHRE ÖKUMENISCHE BEWEGUNG

ÖKUMENE

Dr. Alois Odermatt ist Theologe und Historiker und lebt in Steinhausen (ZG).

Im Jahr 1910 fand im schottischen Edinburgh die erste Weltmissionskonferenz statt. Sie versammelte 1400 Delegierte aus evangelischen Missionsgesellschaften und Kirchen der englisch-amerikanischen Welt. Weder katholische noch orthodoxe Kirchen waren geladen; lediglich 17 Teilnehmer stammten aus der sogenannten Dritten Welt. Diese Versammlung gilt im Rückblick als Auslöser der modernen ökumenischen Bewegung. Die Hundertjahrfeier vom 2. bis 6. Juni 2010 in Edinburgh wird eine «erweiterte Ökumene» bezeugen: mit 250 führenden Vertreterinnen und Vertretern aus dem weiten Gefilde christlicher Traditionen und Konfessionen.[1] Zu diesem Anlass folgen hier in gebotener Kürze einige Hinweise zum Wechselspiel zwischen Mission und Ökumene, bei dem die katholische Kirche zunehmend mitwirkt.[2]

Die Frage der Mission weckt Ökumene

Die Missionskonferenz von 1910 stand unter dem abenteuerlichen Motto «Evangelisation der Welt in

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
26.5.10 / Nr. 21
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Ein Wegbereiter der Ökumene

Vor 50 Jahren wurde der päpstliche Einheitsrat gegründet

Von Thomas Jansen

Rom. – Der unmittelbare Anstoss für die Gründung des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen kam vor 50 Jahren aus Paderborn. Am 4. März 1960 wandte sich der Erzbischof der westfälischen Diözese, Lorenz Jaeger (1892-1975), in einem Brief an Papst Johannes XXIII. (1958-1963): "Eure Heiligkeit möge gnädigst eine Päpstliche Kommission zur Förderung der Einheit der Christen errichten", heisst es darin.

Diese Kommission sollte nach Jaegers Vorstellungen die Aufgabe haben, "jene Pläne und Vorhaben zu beobachten und zu unterstützen, die darauf abzielen, alle jene in der einen, heiligen, katholischen Kirche zu vereinen, die getauft sind und an Christus den Herrn glauben".

Pionierarbeit geleistet

Der Paderborner Erzbischof war ein entscheidender Wegbereiter der Ökumene nach dem Zweiten Weltkrieg. Sein Erzbistum leistete mit dem 1957 gegründeten, in dieser Form damals einzigartigen "Johann-Adam-Möhler-Institut für Konfessions- und Diasporakunde" Pionierarbeit für eine Annäherung der christlichen Konfessionen.

In dieser Forschungseinrichtung waren in Zusammenarbeit mit dem deutschen Kurienkardinal Augustin Bea, dem früheren Beichtvater Papst Pius´ XII., auch die konkreten Vorschläge für Ausrichtung und Organisation der neuen Kurienbehörde entstanden, die Jaeger Johannes XXIII. mit seinem Brief übermittelte.

Papst Johannes XXIII., selbst ein entschiedener Befürworter der Ökumene, griff die Bitte des Paderborner Erzbischofs drei Monate später auf und gründete am 5. Juni 1960 das "Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen" zusammen mit elf Kommissionen für die Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965): "Damit Unsere Liebe und Unser guter Wille gegenüber den vom Apostolischen Stuhl getrennten Christen noch sichtbarer hervortritt", wie es zur Begründung hiess.

Das Zweite Vatikanische Konzil formulierte schliesslich im "Ökumenismusdekret" 1964 erstmals die Wiederherstellung der Einheit der Christen als ein vordringliches Ziel der katholischen Kirche und schuf so die theologische Grundlage für das ökumenische Gespräch. Zum ersten Präsidenten des Ein-

Kardinal Walter Kasper, seit 2001 Präsident des "Päpstlichen Rats für die Förderung der Einheit der Christen".

Editorial

Sonntag. – Welches ist für Sie die beste Erfindung? Die Frage, so oder ähnlich von einer Zeitung an Prominente gestellt, könnte man auch mal so beantworten: der Sonntag. Wer regelmässig am Wochenende arbeiten muss, weiss, was damit gemeint ist.

Den Sonntag, der in den Kantonen Aargau und Solothurn am 13. Juni mal wieder an der Urne beschnitten werden soll, muss man nicht wegen der Sonntagspflicht schützen – wie könnte es eine Pflicht zu etwas geben, wozu man eingeladen ist? Auch nicht wegen der Familie – er macht auch für jene Sinn, die keine haben. Und schon gar nicht, weil es immer so war. Vielmehr ist es einfach eine Frage der Klugheit. Mit dem Rhythmus von fünf Tagen Arbeit, einem für Haushalt und Besorgungen und einem für gar nichts hält man länger durch, hat mehr vom Leben.

A propos nichts: Der Sonntag ist der Tag fürs zweckfreie Nichtstun. Für den Einsatz für andere oder die Allgemeinheit. Für Freiwilligenarbeit. Oder dafür, keine Pläne zu machen. Mal nichts zu konsumieren. Einfach mal das zu tun, worauf man jetzt gerade Lust hat. Der Sonntag ist die Zeit der Freiheit von der eigenen Agenda. Er ist auch ein Tag, an dem man dem Menschenbild entgegentreten kann, wonach man immer produktiv sein muss.

Das ist langweilig? Super! So soll es sein! Langeweile fördert die Kreativität, das Sichleitenlassen aus dem Augenblick heraus. Am Ende, wer weiss, landet man ausgerechnet dort, wo man gerade gebraucht wird. Oder man kommt einfach nur auf die seltsame Idee, mal wieder die Stille zu suchen.

Petra Mühlhäuser

Das Zitat

Falafel. – "Wir wollen heute nicht über Falafelprominenz sprechen."

Bei einer Podiumsdiskussion in Zug über "Der Weg nach Mekka" erklärt der ehemalige Nahostkorrespondent ***Ignaz Staub****, dass er nicht über Konvertiten sprechen will. Gelesen in der* ***Neuen Zuger Zeitung****, 20. Mai. (kipa)*

Namen & Notizen

Abdullah II. – Der jordanische König hat umgerechnet rund 3,2 Millionen Franken für Projekte auf dem Gelände des Felsendoms in Jerusalem zur Verfügung gestellt. Laut Meldung der jordanischen Nachrichtenagentur Petra gab Religionsminister **Abdulsalam Abbadi** die Spende im Rundfunk bekannt. (kipa)

Bartholomaios I. – Das Ehrenoberhaupt der Weltorthodoxie, der Patriarch von Konstantinopel, besucht für zehn Tage Russland. Geplant sind nach Angaben der russisch-orthodoxen Kirche Stationen in und um Moskau und St. Petersburg sowie ein Besuch des Klosters Walaam im Nordwesten des Landes. Ziel der Reise sei eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den orthodoxen Patriarchaten von Moskau und Konstantinopel, (kipa)

Benedikt XVI. – Nach dem beschaulichen Marienwallfahrtsort Fatima ist der nahöstliche Krisenstaat Zypern das nächste Auslandsziel des Papstes. Vom 4. bis 6. Juni wird das Kirchenoberhaupt die geteilte Mittelmeerinsel besuchen. Anlass ist der Auftakt zur Bischofssynode für den Nahen Osten: Bei einer grossen Messe in der Sportarena von Nikosia wird der Papst deren "Arbeitspapier" und damit das endgültige Programm des Bischofstreffens veröffentlichen. (kipa)

Hissa Abdulla Ahmed Al-Otaiba. – Die Vereinigten Arabischen Emirate haben erstmals eine diplomatische Vertretung an den Heiligen Stuhl in Rom entsandt. Die erste Botschafterin des Golfstaates überreichte Papst Benedikt XVI. im Vatikan ihr Beglaubigungsschreiben. Der Vatikan und die Emirate hatten bereits im Sommer 2007 diplomatische Beziehungen aufgenommen, aber erst jetzt war eine diplomatische Vertretung bestimmt worden. (kipa)

Dominik Duka. – Der Streit zwischen dem tschechischen Staat und der katholischen Kirche um den Prager Veitsdom ist offiziell beigelegt. Staatspräsident **Vaclav Klaus** und Erzbischof Duka unterzeichneten eine Erklärung, in der die Kirche auf ihre Eigentumsansprüche verzichtet. Seit Gründung der Tschechischen Republik hatte es Auseinandersetzungen gegeben, wer rechtmässiger Eigentümer des wichtigsten böhmischen Gotteshauses ist. (kipa)

heitssekretariats berief Papst Johannes XXIII. den deutschen Kardinal Augustin Bea (1881-1968). Der aus der Nähe von Donaueschingen stammende Jesuit war zusammen mit Erzbischof Jaeger einer der Ökumeniker während des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Vom Sekretariat zum Einheitsrat

Nach Abschluss der Bischofsversammlung bestätigte Papst Paul VI. das Einheitssekretariat 1966 als ständige Einrichtung des Heiligen Stuhls. Im Zuge der Neuordnung der Kurie durch Papst Johannes Paul II. wurde 1988 aus dem "Sekretariat" der "Päpstliche Rat für die Förderung der Einheit der Christen". An der Spitze des Einheitsrates steht seit 2001 der vormalige Bischof des Bistums Rottenburg-Stuttgart, Kardinal Walter Kasper. Dem Gremium gehören gegenwärtig knapp 40 Mitglieder aus aller Welt an, denen zahlreiche Fachleute als Berater zur Seite stehen. Unter den Mitgliedern sind unter anderen Kardinal Karl Lehmann sowie der Basler Bischof Kurt Koch. Hinzu kommen rund 20 Mitarbeiter, die in den zwei Abteilungen der Kurienbehörde tätig sind.

Die sogenannte "östliche Sektion" ist für das Gespräch mit den orthodoxen Kirchen sowie mit der Assyrischen Kirche des Ostens zuständig. Der sogenannten westlichen Sektion obliegen vor allem die Kontakte zu den protestantischen Kirchen und den Anglikanern. Zudem ist dem Einheitsrat die "Kommission für die religiösen Beziehungen mit dem Judentum" angeschlossen.

An den bedeutenden Fortschritten im ökumenischen Gespräch zwischen katholischer Kirche Protestanten, Orthodoxen und Anglikanern in den vergangenen Jahrzehnten war der Einheitsrat massgeblich beteiligt.

Ein herausragendes Zeichen dieser Annäherung war etwa der Besuch Papst Johannes Pauls II. in der Evangelisch-lutherischen deutschen Gemeinde Roms 1983, mit dem zum ersten Mal ein Papst eine protestantische Kirche betrat. Die Fortschritte im Verhältnis mit den orthodoxen Kirchen veranschaulichte zuletzt der Besuch des Metropoliten Hilarion, Aussenamtsleiter des Moskauer Patriarchats, im Vatikan und die begleitenden "Tage der russischen geistlichen Kultur" am 19. und 20. Mai. Ein bedeutender theologischer Meilenstein im ökumenischen Gespräch war die Gemeinsame Erklärung von Katholischer Kirche und Lutherischem Weltbund zur Rechtfertigungslehre 1999.

"Wiederentdeckte Brüderlichkeit"

"Das wichtigste Ergebnis und das Erfreuliche an der Ökumene der letzten Jahrzehnte" spiegelt sich nach den Worten von Kardinal Kasper jedoch nicht zuerst in einzelnen Ereignissen und Dokumenten. Es handelt sich vielmehr um "die wiederentdeckte Brüderlichkeit, die Tatsache, dass wir uns als Brüder und Schwestern in Christus wiederentdeckt, uns schätzen gelernt und uns gemeinsam auf den Weg zur vollen Einheit gemacht haben". Auch wenn der ursprüngliche Enthusiasmus mittlerweile einer nüchternen Betrachtung gewichen sei. Gefeiert wird der 50. Geburtstag in Rom jedoch nicht am Jahrestag selbst, sondern erst im Herbst während der Vollversammlung des Einheitsrates.

(kipa / Bild: Archiv/KNA)

Rekurs gegen Minarett-Verbot zulässig

Entscheid des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte

Strassburg. – Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat eine von sechs Beschwerden, die nach der Annahme des Minarett-Verbots eingereicht wurden, als formal zulässig befunden. Die Schweizer Regierung muss bis 15. September ihre Einschätzung vorlegen.

Dieser erste Entscheid sei eine bedeutende Etappe, sagte Ridha Ajmi, der Genfer Anwalt von vier muslimischen Organisationen, die sich im Dezember an das Strassburger Gericht wandten, gegenüber der Schweizerischen Depeschenagentur. Bei den Organisationen handelt es sich um die Muslimische Liga Schweiz, die Stiftung Muslimische Gemeinschaft Genf, die Kulturelle Vereinigung der Muslime in Neuenburg und die Genfer Vereinigung der Muslime. Mit ihren Beschwerden wollen sie die Vereinbarkeit des Verbots mit der Europäischen Menschenrechtskonvention überprüfen lassen. Es wird noch eine Weile dauern, bis alle Rekurse behandelt seien.

Nach der Abstimmung waren auch beim Schweizerischen Bundesgericht zwei Beschwerden gegen das Minarett-Verbot eingegangen. Auf beide wurde nicht eingetreten. (kipa)

Umfassende – auch spirituelle – Betreuung der Patienten ist nötig

Herzchirurg Thierry Carrel über Spiritualität und Spitzenmedizin

Von Georges Scherrer

Bern. – Angesichts der Möglichkeiten und der Grenzen der Hochleistungsmedizin müssen Ärzteschaft und Gesellschaft sich mehr mit dem Tod auseinandersetzen. Ein Arzt müsse unter Umständen auch ein "Gehilfe" des Todes sein, sagte der Schweizer Herzchirurg Thierry Carrel (50) an einem öffentlichen Vortrag in Bern.

Früher war der Geistliche oft zugleich Heiler, sagte der Arzt und Institutsdirektor. Heute werde zwischen Religion und Wissenschaft sehr streng unterschieden. Die Mehrheit der Patienten vollziehe aber diese Trennung "nicht so scharf". Als positiv wertete Carrel, dass heute Ärzte an den spirituellen Bezug des Heilens erinnern können, ohne belächelt zu werden.

Als Chefarzt einer akuten Abteilung mit sehr vielen lebensbedrohlichen Notfallsituationen möchte er nicht nur die Krankheit, sondern auch das Umfeld des Patienten kennenlernen, erklärte der Redner. Die vordergründige Hightech-Behandlung und die hintergründige psychologische Hinterfragung seien komplementär. Letztere hätte kaum Platz in der Akut-Medizin, wo sofort operiert werden müsse. Aber bei chronisch Kranken müsse der Hightech-Horizont erweitert werden mit der Erkenntnis, dass Körper, Seele und Geist "nicht so einfach getrennt werden können".

In Todesnähe

In der heutigen "Gesellschaft von Siegern" seien Niederlagen nicht vorgesehen, auch nicht beim Chirurgen. Eine Therapie, die nicht mehr Heilung zum Ziel habe, müsse anders konzipiert werden. Die Kunst des Arztes werde auf einmal von Zurückhaltung geprägt. Carrel fordert in diesem Fall mehr Demut und Ehrfurcht vonseiten der Ärzte. "Wenn ich als Arzt an Gott oder an eine höhere Macht glaube, brauche ich nicht diesen Gott zu spielen, auch nicht für meine liebsten Patienten." Es sei schwierig für einen Arzt, sich einzugestehen, dass man "nichts mehr machen soll, wo man nichts mehr machen kann".

Vermehrt werde in der Forschung der Einfluss einer religiösen oder spirituellen Dimension untersucht. Die "heilsame Wirkung" von Gebet und Spiritualität sei in der Medizin nicht mehr zu bestreiten. Spitalseelsorger seien darum besser einzubeziehen. In den USA würden die Medizinstudenten zunehmend

Herzchirurg Thierry Carrel

angehalten, auch eine "spirituelle Anamnese" (Diagnose) durchzuführen.

Gehilfe des Todes

"Wir wurden ausschliesslich zu Widersachern des Todes ausgebildet. Wir konnten uns gar nicht vorstellen, in gewissen Situationen sein Gehilfe sein zu dürfen oder zu müssen", meinte Carrel rückblickend auf seine Studienzeit. Begriffe wie passive Sterbehilfe oder palliative Medizin gehörten heute zum Wortschatz eines Arztes. Carrel bedauerte, dass in der Schweiz die öffentliche Diskussion zumeist von Nicht-Medizinern geführt werde.

Gegner und Befürworter der aktiven Sterbehilfe seien ihrer Sache allzu oft allzu sicher. Er selber sei in dieser Sache "die reine Unsicherheit", sagte der Redner. Wenn ein Arzt über längere Zeit hinweg einem Patienten zur Seite stehe, könne er eher Stellung nehmen. Aber "in einer menschengerecht geführten Abteilung" könne das Verlangen nach Beihilfe zum Sterben durch ganzheitliche, medizinkompetente und psychologisch-empfindsame Palliativ-Medizin meist beschwichtigt werden.

Der eigene Tod

Im Zeitalter atemberaubender Hightech-Fortschritte werde es immer schwieriger, sich an die alte, oft vergessene Devise christlicher Hospize "manchmal heilen, oft lindern, immer trösten" zu erinnern. Die Patienten sollten ihren eigenen Tod sterben und nicht jenen, den "ihnen die Ärzte aufgezwungen haben". Patientenverfügungen oder der Rat der Angehörigen seien sehr dienlich. (kipa / Bild: Georges Scherrer)

In 2 Sätzen

Kopftuch. – Eine 15-jährige Schülerin, Tochter einer zum Islam konvertierten Schweizerin aus Au bei St. Margrethen SG, darf im Unterricht kein Kopftuch tragen. Nun will sie mit ihrer Familie aus dem Rheintal nach Biel umziehen, wo der "Islamische Zentralrat der Schweiz" beheimatet ist. (kipa)

Brandanschlag. – Auf die Wormser Synagoge ist ein Brandanschlag verübt worden. Unbekannte Täter versuchten, das jüdische Gotteshaus an mehreren Stellen in Brand zu stecken, was aber nicht gelang. (kipa)

Umwelt. – Der Vatikan hat Katholiken und Buddhisten zum gemeinsamen Einsatz für die Umwelt und den Lebensschutz aufgerufen. In einem Glückwunschschreiben zum buddhistischen Vesakh-Fest äusserte Kurienkardinal Jean-Louis Tauran den Wunsch, Christen und Buddhisten sollten für ein "gesundes Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt" werben. (kipa)

Erotik. – Mit einer Online-Petition werden Unterschriften gegen eine Erotik-Messe in Freiburg (Schweiz) gesammelt. Die "Evangelische Allianz", welche gegen solche Messen in Basel und Zürich protestiert hatte, hat nichts damit zu tun, stattdessen hat sich die Piesterbruderschaft Pius X. als Urheberin gemeldet. (kipa)

"Pfingsterklärung". – Im Bistum Augsburg formieren sich Kräfte, die nach dem Rücktritt von Bischof Walter Mixa weitere Konsequenzen von der Diözesanleitung fordern. So müssten Personalentscheidungen aus Mixas Amtszeit "hinterfragt und gegebenenfalls korrigiert werden". (kipa)

Abtreibung. – Das britische Fernsehen will einen Werbespot für einen Anbieter von Abtreibungen ausstrahlen. Die katholische Kirche in England und Wales verurteilt die Pläne. (kipa)

Suspendiert. – Pfarrer G. J. ist vom Bischof von Chur, Vitus Huonder, von seinem Amt als Spitalseelsorger entpflichtet worden. Grund für diese Entscheidung sind Meldungen von Frauen, welche ihm in früheren Tätigkeiten "ein seiner Stellung als Priester widersprechendes Verhalten vorwerfen". Dies teilte das Ordinariat in Chur in einem Mediencommuniqué mit. (kipa)

Mitten drin und zugleich "jenseits"

"jenseits im Viadukt 11/12", ein Projekt für junge Leute in Zürich

Zürich. – Die Gewölbe aus roh behauenen Steinen stimmen. Ansonsten haben die beiden Räume der Kirche für junge Leute im Zürcher Lettenviadukt nicht viel mit einer herkömmlichen Kirche zu tun.

In den Fenstern spiegelt sich das Graffiti von gegenüber, auf der andern Seite lockt die Josefswiese, darüber braust alle paar Minuten ein Zug. Die Kirche für junge Leute im Kanton Zürich hat sich einen Platz ausgesucht, der widersprüchlicher, lebendiger kaum sein könnte – mitten im Ausgehquartier. Hier gibt es Restaurants, Kunsthandwerker, Trendlabels, Non-Profit-Institutionen.

Was jetzt noch Baustelle ist, soll im Bogen 11 bald ein Café beherbergen, Sofaatmosphäre, einen Ort, wo man sich trifft. Eine Galerie wird eingebaut mit Seelsorgeraum und Büro für den Leiter Peter Kubikowski und sein Team. Nebenan in Bogen 12 ist der Sakralraum im Bau, der mit Vorhängen variabel gestaltet werden kann. Für Meditationen, Gottesdienste, Kerzenatmosphäre à la Taizé, Konzerte. An den Wänden werden liturgische Objekte hängen: Als Skulptur, die zum Ambo, zum Altar, zum Taufbecken, zur Kerzenburg wird, wenn man sie abnimmt und auf einen Tisch legt. All das haben junge Designer gestaltet. Kubikowski findet, Design habe viel mit der heutigen Schnelllebigkeit zu tun.

"jenseits im Viadukt 11/12" soll das Lokal heissen. Klein geschrieben und daher vieldeutig: "jenseitig" im umgangssprachlichen Sinn – ausserhalb aller Kategorien stehend. Ein Raum jenseits von Konsum, Stress, Konkurrenzdruck. Und Jenseits als Bild für das andere, auf das Kirche stets verweist.

Im Zürcher Lettenviadukt entsteht "jenseits" eine Kirche für junge Leute.

Nach Anfangsschwierigkeiten ist die frühere "Jugendkirche Zürich" nun mit einem neuen Konzept unterwegs. Das Programm macht nun das Leitungsteam. "Wir bieten eine Plattform, auf der wir über das Thema Kultur die Jungen erreichen wollen", sagt Kubikowski. "Wir missionieren nicht, sondern gehen direkt dahin, wo junge Menschen in den Ausgang gehen, und bieten Raum für Gespräch, Dialog, Beziehungen und Begegnungen." Die Jungen können kommen, ohne sich engagieren zu müssen. Es gibt auch keinen Konsumzwang. "Wir halten einfach die Hand offen." Zielpublikum sind vor allem junge Erwachsene zwischen 18 und 25 Jahren.

Geh-hin-Kirche nennt sich das – eine Kirche, die da ist, wo das Leben stattfindet. Das ist einzigartig für eine Kirche für junge Leute in der Schweiz. (kipa / Bild: Petra Mühlhäuser)

Die Zahl

50. – Seit einem Jahr sind die "Glocken der Heimat", die jeden Samstagabend auf DRS 1 und DRS Musikwelle ertönen, auch im Internet abrufbar. Nun wird das Internet-Dossier um 50 Glockenklänge erweitert. www.drsmusikwelle.ch (kipa)

200. – In der irischen Kirche sind zwischen Anfang April 2009 und Ende März 2010 knapp 200 neue Vorwürfe von Kindsmissbrauch erhoben worden. Die meisten Fälle haben sich in den 1950er und 1960er Jahren ereignet, sind aber erst jetzt ans Licht gekommen. (kipa)

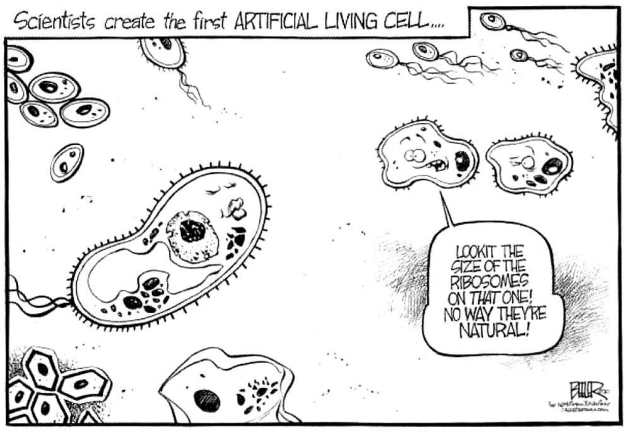
44. – 44 Prozent der Ex-Katholiken haben den Austritt in den letzten fünf Jahren vollzogen, darunter mehrheitlich Frauen und Junge. In den vergangenen zwölf Monaten hat sich dieser Trend verstärkt. Gemäss NZZ und einer Umfrage dürfte dieser Trend für die katholische Kirche weiter gehen. Elf Prozent ihrer Mitglieder denken "ernsthaft" an einen Austritt, 18 Prozent tun dies "ab und zu". Die Austrittsneigung der Katholiken liege damit neu höher als jene der Reformierten. (kipa)

Daten & Termine

6. Juni. – Anlässlich eines Gebetsvormittages in der Pfarrkirche St. Anton in Zürich erklärte der Churer Bischof Vitus Huonder den Sonntag nach dem 2. Juni zum "Tag des Lebens" (6. Juni) in seiner Diözese. Am 2. Juni 2002 wurde in der Schweiz bei einer Volksabstimmung die Fristenregelung zugelassen. (kipa)

Zeitstriche

Forschung. *– "So grosse Ribosomen – die können nicht natürlich sein." Der US-Genforscher Craig Venter soll eine künstliche Zelle erzeugt haben, die sich wie eine natürliche Zelle teilen und vermehren kann. Karikatur Cagle-Cartoons. (kipa)*



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Petra Mühlhäuser
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
2.6.10 / Nr. 22
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Zahlenmässig eher unbedeutend

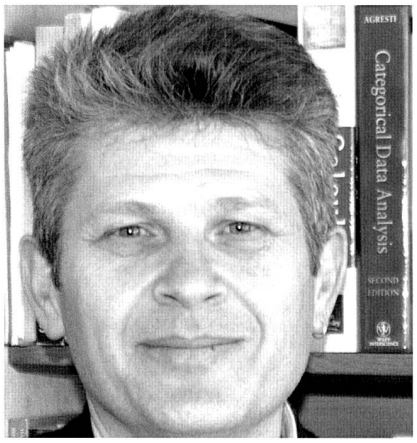
Thomas Widmer zu Burka und islamischen Organisationen

Mit dem Zürcher Politikwissenschafter sprach Georges Scherrer

Zürich. – Dass die Burka bis zu den eidgenössischen Wahlen 2011 als religiöses Dauerthema in den Schlagzeilen bleibt, bezweifelt Thomas Widmer im Interview mit Kipa-Woche. Islamische "Abgrenzungssymbole" könnten aber mit Themen wie Migration und Integration vermischt und so als Stellvertreter zur Meinungsmache eingesetzt werden, schätzt Widmer, der am Institut für Politikwissenschaften der Universität Zürich tätig ist und unter anderem als Mitherausgeber der "Studie zur Stellung der muslimischen Bevölkerung im Kanton Zürich" aus dem Jahr 2008 zeichnete.

Die Parteien bereiten sich bereits auf die Nationalrat und Ständeratswahlen im kommenden Jahr vor. Mit der Burka ist nach dem Minarett ein bisher mehrheitlich unbeachtetes Schlagwort in das Vokabular der Politlandschaft gerückt. Wie bewerten Sie diese Entwicklung?

Thomas Widmer: Gewisse Parteien versuchen Themen wie Minarett, Burka, Beschneidung von Frauen und Zwangsheirat zu instrumentalisieren. Diese Themen sind zum Teil konform mit der Ideologie, welche diese Parteien vertreten. Die muslimische Bevölkerung in der Schweiz hat überwiegend einen Migrationshintergrund. Dass Parteien diese Themen ansprechen, welche gegenüber der Migration eher skeptisch sind, überrascht nicht. Die oben genannten Stichworte eignen sich durchaus für die Mobilisierung des Stimmvolkes vor den Wahlen.



Thomas Widmer

Wird sich das Thema Burka bis zu den Wahlen für National- und Ständerat in etwas über einem Jahr halten.

Widmer: Das ist schwierig abzuschätzen. Wenn man das Burkaverbot und das Minarettverbot nebeneinander stellt, sieht man, dass es bei Befürwortern und Gegnern zum Teil einen Wechsel gegeben hat. Gegner des Minarettverbots müssen nicht unbedingt Gegner des Burkaverbots sein. Rechtsliberale Kreise, die hinter dem Minarettverbot standen, bezeichnen das Burkaverbot als Eingriff in die persönliche Freiheit. Frauenrechtlerinnen, die in der Burkadiskussion auf das Selbstbestimmungsrecht der Frauen pochen, sprechen sich nun zum Teil für und zum Teil gegen ein Burkaverbot aus.

Die Koalitionen sind heterogen und wenig stabil. Ich persönlich glaube nicht, dass das Thema eines Burkaverbots bis zu den nächsten Wahlen stetige Aufmerksamkeit erhalten wird. Solche Themen erhalten immer nur für eine begrenzte Dauer Aufmerksamkeit. Dann nützen sie sich ab. Es ist aber durchaus möglich, dass sie wieder an die Oberfläche kommen. Die Burka hat nicht das Format, um bis zu den Wahlen im Jahr 2011 kontinuierlich im Fokus der öffentlichen Debatte zu stehen.

Gruppierungen wie der Islamische Zentralrat der Schweiz sorgen für Polarisierung. Wird dadurch die Präsenz der Muslime in der Schweiz – das sind 400.000 Personen – das Wahlverhalten der Bevölkerung beeinflussen?

Editorial

Burka? – Es ist zwar noch ein gutes Stück weit bis zu den eidgenössischen Wahlen 2011. Aber bereits haben verschiedene Parteien Feindbilder ausgemacht, die sich möglicherweise für den Stimmenfang eignen. Zur Zeit ist die Burka ein heisses Thema. Der Zürcher Politikwissenschafter schätzt das Durchhaltevermögen der Burka als Wahlkampfthema im nebenstehenden Beitrag ein. Und im untenstehenden "Seitenschiff" kann nachgelesen werden, warum der nebenstehende Artikel nicht mit dem Bild einer Burka illustriert ist.

Georges Scherrer

Seitenschiff

Ein Königreich für eine Burka. – Es wimmelt nur so vor lauter Burkas! Zumindest in den Schweizer Medien sind sie im Moment allgegenwärtig. Bilder von Burkas, Niqabs, Ganzkörperschleiern – eine wahre Invasion. Der Redaktionsalltag sieht anders aus. Zwar wird viel diskutiert über das Thema, und entsprechend muss man auch darüber schreiben. Doch über die Homepage von Kipa und kath.ch huscht immer dieselbe velofahrende Burka-Trägerin aus Frankreich. Alle anderen mit einem bescheidenen Budget verfügbaren Bilder zeigen Orientalinnen in ihrer Heimat, wo Burka oder Niqab nun mal zum Strassenbild gehören.

Und genau das ist der Punkt: Das tun sie bei uns nicht. Man spricht laut und viel über etwas, das es so gut wie nicht gibt. "Eine Burka, eine Burka, ein Königreich für eine Burka!", geht es einem in Anlehnung an Shakespeares Richard III. durch den Kopf, wenn man wieder mal einen dieser Texten illustrieren soll.

In der Not denkt man über den Kostümverleih nach, darüber, jemanden zu organisieren, der so ein Stück schneidern kann. Doch gestellte Szenen von etwas, das es so gar nicht gibt, beissen sich natürlich mit der Berufsethik.

Aber zu denken gibt das schon. Wie real ist unsere Angst? Wie gefährdet unsere Identität? Und: Ist es nicht auch Maskerade, wenn sich eine Handvoll Konvertitinnen oder Frauen von Konvertiten bei uns derart verhüllen? (kipa)

Namen & Notizen

Angelo Bagnasco. – Der Vorsitzende der Italienischen Bischofskonferenz hat eine mögliche Vertuschung von Missbrauchsfällen in der Kirche seines Landes eingeräumt. Es bestehe "die Möglichkeit", dass auch einige Bischöfe einschlägige Delikte von Priestern verborgen hätten, sagte der Kardinal zum Abschluss der Frühjahrsversammlung der Konferenz in Rom, und dies sei ein "falsches" Verhalten gewesen, das korrigiert und überwunden werde. (kipa)

Nicolas Sarkozy. – Frankreichs Staatspräsident hat die grossen Religionen aufgerufen, angesichts der Wirtschaftskrise die von ihnen vertretenen Werte stärker zum Ausdruck zu bringen. Es wäre unverständlich, wenn die Religionen schwiegen, wenn die Wirtschaft nach einer neuen Moral und die Gesellschaft eine neue Ethik suchten. Die Religionen seien Wahrer eines wesentlichen Teils der Weisheit der Menschheit, fügte der Präsident hinzu. (kipa)

Yunus M. – Der muslimische Berliner Gymnasiast darf gemäss dem Oberverwaltungsgericht nicht mehr in Unterrichtspausen öffentlich beten. Die Direktorin der Schule hatte dem 16-jährigen Schüler mit Verweis auf die weltanschauliche und religiöse Neutralität der öffentlichen Schulen dieses Gebet untersagt. Die Kirchen zeigten sich überrascht und betonten das Recht auf freie Religionsausübung. (kipa)

Kathrin Amacker-Amann. – Der Bundesrat denkt über einen Religionsartikel in der Bundesverfassung nach. Er wolle sich der Diskussion über die Einführung einer solchen Bestimmung nicht verschliessen, heisst es in seiner Antwort auf ein Postulat von CVP-Nationalrätin Amacker-Amann, in der sie das Verhältnis zwischen der Kirche und anderen Religionsgemeinschaften in der Verfassung umfassender und verbindlicher regeln will. (kipa)

Beatrice Zehnder. – Im Kanton Graubünden will ein neuer Verein die Anliegen von Religionslehrern unterstützen. Zehnder, katholische Katechetin aus Landquart GR und Vereinspräsidentin, sagte gegenüber "reformiert.info", die Gründung des "Ökumenischen Vereins für Lehrpersonen" sei notwendig, weil sich die Katechetinnen und Katecheten "von der Landeskirche nicht wahrgenommen" fühlten. (kipa)

Widmer: Dieser Zentralrat ist eine sehr junge Organisation. Solche sind nie vom Anfangsverdacht ausgenommen, dass sie bald wieder verschwinden. Schon viele kleine Parteien haben am Anfang viel Publizität erhalten; und heute gibt es sie nicht mehr. Es ist also durchaus möglich, dass andere islamische Organisationen, die zur Zeit im Hintergrund sind, bald wieder eine bedeutendere Rolle spielen werden als der Zentralrat.

Diesem gelingt es zur Zeit, sich mit grossem Erfolg in den Medien zu präsentieren. Die wenigen Exponenten der Organisation, drei Konvertiten – der Präsident, der Pressesprecher und dessen Frau –, machen ihre Arbeit vor den Medien sehr gut. Sie sind nicht aggressiv. Optisch, durch ihre Kleidung, und aufgrund des Inhaltes, den sie verkünden, werden sie aber als aggressiv wahrgenommen. Es fällt auf, dass diese Zentralrat-Vertreter jung, dynamisch und agil sind. Jedoch beschränkt sich die Medienpräsenz des Zentralrats auf wenige Personen.

"Islamischer Zentralrat der Schweiz", "Koordination Islamischer Organisationen Schweiz" (Kios), "Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz" (Fids), "Dachverband der Berner Muslime" (Umma) - die meisten Schweizer können sich unter diesen Begriffen nichts vorstellen, sondern nehmen sie als diffuse Gebilde wahr. Das verunsichert.

Widmer: Einige dieser Organisationen sind Dachverbände, die mehrere Organisationen vertreten, die ihrerseits öfters ethnisch strukturiert sind. Das Verhältnis zwischen den ethnisch-organisierten Vereinigungen und der Dachverbände ist häufig eher lose. Diese Organisationen bemühen sich – zum Teil schon sehr lange – um den interreligiösen Dialog. Ihre Exponenten geben sich unauffällig und wollen nicht anecken. Ihnen gehören Muslime an, die in der Regel gut in der Schweiz integriert sind, sowohl wirtschaftlich als auch sozial. Ihre Mitglieder sind meist nicht so jung wie jene des Zentralrats. Im Gegensatz zum Zentralrat spielen Konvertiten eine untergeordnete Rolle.

Organisationen wie Kios, Fids oder Umma können aber nicht für die religiöse Einstellung der muslimischen Bevölkerung in der Schweiz im Allgemeinen sprechen. Diese Organisationen vertreten einen sehr kleinen Teil der hiesigen Muslime. Die grosse Mehrheit sind "statistische Muslime", das heisst, sie haben einen muslimischen Hintergrund, praktizieren aber nicht oder nur sehr sporadisch und sind auch nicht in den genannten Organisationen eingebunden. Im Grunde sind diese Organisationen quantitativ eher unbedeutend. Der Zentralrat ist im Gegensatz zu diesen stärker etablierten Organisationen nicht im interreligiösen Dialog eingebunden. Er baut eher auf einer Abgrenzungssymbolik auf und Konvertiten spielen eine bedeutende Rolle.

Wo sehen Sie Trendthemen für die kommenden Parlamentswahlen im Zusammenhang mit Religion?

Widmer: Im Bereich der Religion ist der Islam "das" Thema. Die Anerkennung von Religionsgemeinschaften und der Umgang mit buddhistischen und hinduistischen Vereinigungen könnte lokal zu Diskussionen führen, aber immer nur marginal. Man wird auch sehen, wie sich die religiös orientierten Parteien wie EDU und EVP behaupten können. Das "C" in der CVP wird immer wieder ein Thema sein.

Die CVP tut sich schwer mit ihrem C, sie glaubt anscheinend nicht so recht an die politische Durchschlagskraft der christlichen Werte. Werden religiöse Werte die Wahlen beeinflussen?

Widmer: In verschiedenen politischen Milieus werden christliche Werte anerkannt. Etwa für Solidarität und Gerechtigkeit steht aber nicht nur die CVP ein. Die christlichen Werte können nicht auf eine einzige Partei fokussiert werden. Die CVP verlor in ihren katholischen Stammlanden an Wähleranteilen. Das führte dann auch dazu, dass innerhalb der Partei dieses C in Frage gestellt wird. Meiner Meinung nach ist es jedoch nicht das C, das die Partei schrumpfen lässt. Etwa bezüglich der christlichen Solidarität steht sie zu anderen Parteien in Konkurrenz.

Die muslimische Präsenz wächst. Als Gegenreaktion wird gefordert, dass das "Christliche" in der Schweiz gestärkt werden muss. Wird diese Forderung wahltaktisch tragen?

Widmer: Andere Themen werden die Debatten viel stärker prägen. Wenn die konjunkturelle Entwicklung sich verschlechtert, werden wirtschaftliche Überlegungen wie Sicherheit am Arbeitsplatz oder andere Eigeninteressen an Gewicht gewinnen.

Vielen Menschen ist zudem die Ökologie ein wichtiges Anliegen. Diese wird ein wichtiges Thema sein, besonders weil sich mit den Grünliberalen und der Grünen Partei zwei Akteure das Thema streitig machen.

(kipa /Bild. Georges Scherrer)

"Zelt Abrahams"

Brücken schlagen, damit die andern sich integrieren können

Von Alois Schuler

Muttenz BL. – Integration ist kein Zuckerschlecken. Das machte ein Gesprächsabend des Basler Projekts "Zelt Abrahams" in Muttenz deutlich. Muslime, die schon länger in der Schweiz sind, beklagten das rauere Klima, Juden mahnten zu Geduld und Beharrlichkeit, und der ehemalige Ständeratspräsident René Rhinow forderte zum Brückenbau auf.

Auf dem Rasen hinter einem Haus wäre es ein Partyzelt, in Muttenz ist es

Bild: Gesprächsrunde im März in Basel

an diesem Abend Ende Mai das "Zelt Abrahams", in das die Muslimin und Islamwissenschaftlerin Rifa´at Lenzin, der Staatsrechtler und René Rhinow, Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes, und der ehemalige Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, Rolf Bloch, eingeladen wurden. "Nationalität und Religion" hatte das von Basler Muslimen, den Kirchen beider Basel und der Israelitischen Gemeinde Basel getragene Projekt als Motto über den Abend gesetzt.

Raueres Klima

Lenzin und später auch Stimmen aus dem Publikum – rund 45 Zuhörer waren gekommen – machten deutlich, dass das Klima für Muslime in der Schweiz im letzten Jahrzehnt rauer geworden ist. Erst nach dem Terroranschlag auf das World Trade Center in New York und im letzten Herbst durch die Anti-Minarett-Abstimmung. Erst seit dieser Abstimmung rechne sie damit, dass eine Zeit kommen könnte, in der Muslime in der Schweiz nicht mehr sicher sein könnten, erklärte Lenzin. Natürlich müssten sich alle Bewohner eines Landes an das Grundrecht halten. Die Muslime hätten kein Problem damit. Aber Religion brauche auch Freiheit, und die römisch-katholische Kirche nutze ja auch ihre Möglichkeiten aus. Schwierig werde es in der Schweiz erst, wenn auch neue Religionsgemeinschaften einen solchen Spielraum beanspruchten.

Erst seien sie "die Fremden" gewesen, jetzt seien sie "die Andern", meinte Rolf Bloch und bezeichnete das mit einem etwas süsssauren Lächeln als Fortschritt. Es habe seit der Gründung des modernen Bundesstaates rund hundert Jahre gedauert, bis die Juden einigermassen akzeptiert worden seien. Aber noch heute werde er manchmal gefragt, ob er eher Jude oder eher Schweizer sei. Integration brauche Zeit, und entscheidend sei der Alltag. Integration sei nicht Assimilation, nicht Anpassung, sondern bedeute, dass man sich in die Gesellschaft einbringe. Dass das Klima für die Muslime rauer geworden sei, hänge vielleicht auch mit der rasch gestiegenen Zahl zusammen. Damit brauche der Prozess eben noch mehr Zeit.

Auf Religion reduziert

Der ehemalige Ständeratspräsident und Staatsrechtler René Rhinow verwies auf den an sich positiven Umgang der Schweiz mit ihren Minderheiten hin. Aber jetzt würden die Muslime auf ihre Religionszugehörigkeit reduziert. Dabei habe ja jeder Mensch mehr als eine Identität, die Religion oder die Kultur sei nur eine davon. Rhinow verwies allerdings auch darauf, dass man sich in der Schweiz vor nicht allzu langer Zeit um die Macht des Papstes und der Klöster Sorgen gemacht habe und das Verbot, neue Bistümer zu errichten, sei erst vor zehn Jahren gefallen. Die Religionsfreiheit sei zwar garantiert. Aber der Staat trage selber noch Spuren des Christentums, etwa bei der Festlegung der Feiertage. Jetzt brauche es ein Entgegenkommen für die Muslime. Wie weit das gehe, müsse in einer Demokratie ausdiskutiert werden.

Mangelnde Solidarität

Lenzin meinte, dass die Muslime den Kopf hinhalten müssten, weil die Gesellschaft nicht mehr solidarisch und die Gleichstellung noch nicht erreicht sei. Indem man auf die Muslime zeige, könne man über die eigenen Probleme hinwegsehen. Und Rhinow sprach von einem aktuellen Kulturkampf, der von Animositäten gegenüber "den Anderen", beispielsweise "den Deutschen", geprägt sei. Die Integration der Muslime geschehe mitten in diesem Kulturkampf. Dabei müsse man Brücken schlagen, damit die andere Seite sich integrieren könne.

(kipa)

In 2 Sätzen

Protest. – Der Vatikan hat sich sehr besorgt über die Gewalt und über den "unnötigen Verlust von Menschenleben" vor der Küste von Gaza geäussert, denn dies erschwere die Suche nach friedlichen Lösungen, die allein weitsichtig seien. Israelische Soldaten haben am 31. Mai das grösste Schiff einer internationalen Flotte mit Hilfsgütern für Gaza und rund 700 Menschenrechtsaktivisten in internationalen Gewässern vor dem Gazastreifen geentert. (kipa)

Wort zum Freitag. – Muslime fordern im Rahmen des Dialogs mit Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf Sendezeit für ihre Anliegen im Schweizer Fernsehen. Hisham Maizar, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz, schwebt gemäss Sonntagsblick analog zum "Wort zum Sonntag" ein "Wort zum Freitag" vor. (kipa)

Migratio. – Über die Hälfte der anderssprachigen Seelsorgeeinheiten (Missionen) in der Schweiz sind italienischsprachig, schreibt Migratio, Kommission der Schweizer Bischöfe für Migration. Insgesamt ist die Zahl der Missionen mit 107 gegenüber dem Vorjahr (108) stabil geblieben. (kipa)

Trappistenmord. – Der Film "Des hommes et des dieux" ("Von Menschen und Göttern") von Xavier Beauvois über die Ermordung von Trappistenmönchen in Algerien wurde beim Filmfestival von Cannes mehrfach ausgezeichnet. Das auf historischen Ereignissen basierende Filmdrama gewann den "Grossen Preis der Jury" sowie den "Preis der Ökumenischen Jury". (kipa)

Werbung. – Die Kampagne "Es gibt definitiv einen Gott" ist die 2009 am meisten beanstandete Werbeanzeige in Grossbritannien, schreibt der britische Werberat, der 1.204 Beschwerden von Personen erhielt, die den Slogan als Beleidigung für Atheisten und als irreführende Behauptung ansahen. (kipa)

Und auch das noch. – Mehrfach hat eine Zwölfjährige in Frankreich Feuer in einer Kirche gelegt, weil sie böse auf den lieben Gott war. Als Grund für ihre Taten gab das Mädchen an, Gott habe zugelassen, dass ihre jüngere Schwester bei einem Autounfall ums Leben kam. (kipa)

Mehr Privatspenden

Luzern. – Einen Spendenrückgang verzeichnete das katholische Hilfswerk Fastenopfer. Der Jahresbericht 2009 weist rund 20,88 Millionen Franken Spenden und Beiträge aus (2008: 22,1 Millionen Franken). Die Zahl der institutionellen Spender hat abgenommen. Bei Privatspenden erzielte Fastenopfer das beste Ergebnis seit seiner Gründung.

Als erfreulich bezeichnete das Hilfswerk die hohe Ausschüttung von Beiträgen an Projekte und Programme in Afrika, Asien, Lateinamerika und der Schweiz. Mit über 21 Millionen habe man rund eine Millionen Franken mehr als im Vorjahr investiert. Rückgänge verzeichnet das Hilfswerk vor allem bei institutionellen Spendern. Diese sprachen weniger Beiträge, was Fastenopfer auf die Wirtschaftskrise zurückführt.

Schwerpunkt Klima

Die Klimakampagne bildete laut Lucrezia Meier-Schatz, Präsidentin des Stiftungsforums, den Schwerpunkt der Sensibilisierungsarbeit. In der Schweiz hätten sich mehr als 10.000 Menschen verpflichtet, ihren eigenen CO2-Verbrauch zu senken und selber einen Beitrag für ein besseres Klima zu leisten.

Die Folgen des Klimawandels sind laut Mitteilung auch Thema in den 16 Programmländern. Als bleibende Herausforderungen nennt Fastenopfer die längeren Trockenperioden und kürzere, dafür intensivere Regenfälle, welche die Lebensgrundlagen beeinträchtigen. Das Hilfswerk hält die Reduktion des CO2-Ausstosses für dringend nötig und betont die Bedeutung der freiwilligen Beiträge dazu. Langfristig noch wichtiger sind aber verbindliche Regelungen. (kipa)

Mangel an Reaktionsfähigkeit

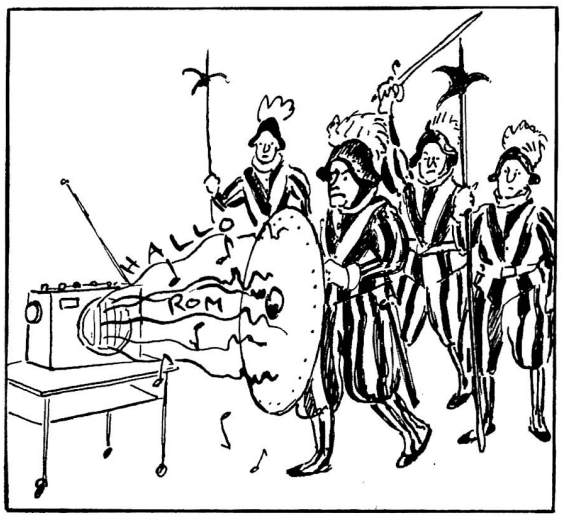
Bern. – Bernard Litzler ist neues Vorstandsmitglied der Presseagentur Kipa-Apic. Die Genossenschaft Kipa-Apic wählte den Direktor des Centre catholique de Radio et Télévision an ihrer Generalversammlung (GV) vom 28. Mai in Bern einstimmig in den Vorstand.

Der Theologe und Journalist tritt die Nachfolge des Jesuiten Albert Longchamp an. Ende 2009 stand bei Kipa-Apic ein bescheidener Gewinn in der Höhe von 17.218 Franken Ausgaben von rund 1,296 Millionen Franken gegenüber. Der Sekretär der Kommission für Kommunikation und Medien der katholischen Kirche, Simon Spengler, äusserte sich zum Abschluss der GV über das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Medien. Spengler schöpfte dabei aus seiner Erfahrung mit profanen Medien, zuletzt war der 47-Jährige als Bundeshaus-Redaktor der Boulevard-Zeitung "Blick" tätig.

Spengler kritisierte den Mangel an Reaktionsfähigkeit im Hinblick auf das aktuelle Geschehen in der Welt und beklagte, dass Kirchenleute den Kontakt zu Medien und Journalisten nicht aktiv suchten. Bischöfe, Priester und andere Vertreter der Kirche beschränkten sich oft darauf, Versammlungen anzukündigen und Pressemitteilungen zu verschicken, so Spengler. (kipa)

Zeitstriche

Neue Aufgabe? – Ungebetener Protest aus dem Äther: Die Schweizergarde baut vor! Grund: Die Katholische Jugend Österreich will mit der Internet-Aktion "Hallo Rom!" auf kreative Weise Änderungswünsche an die Kirchenleitung richten. Junge Katholiken erhalten die Möglichkeit, an einem "Protestsong" an den Vatikan mitzuschreiben und mitzusingen. Bild: Monika Zimmermann für Kipa-Woche. (kipa)



Daten & Termine

4. bis 6. Juni. – Nach dem beschaulichen Marienwallfahrtsort Fatima ist der nahöstliche Krisenstaat Zypern das nächste Auslandsziel von Papst Benedikt XVI. Er besucht die Insel Anfang Juni. Die Rückenstärkung für die Nahost-Kirchen soll soweit möglich in ökumenischer Kooperation erfolgen, heisst es von Seiten des Vatikans. Für die Ortswahl Zypern spricht, dass dort die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Orthodoxen meist unkompliziert funktioniert. Allerdings macht Papstbesuch unterschiedliche Positionen deutlich. Während das Kirchenoberhaupt Erzbischof Chrysostomos II. und die Synode der Kirche die Papstvisite in einem Hirtenbrief ausdrücklich begrüssten, melden zwei Oberhirten jetzt Bedenken an und wollen den Papstbegegnungen fernbleiben. Ein "innerorthodoxes Problem", wie der vatikanische Ökumene-Minister Walter Kasper betonte, der den Papst bei der Reise begleitet. Ton und Inhalt ihrer Äusserungen, seien "bedauerlich und abwegig". (kipa)

Das Zahl

4,8 Milliarden. – Ein Umsatzplus von 15 Prozent beim globalen Handel mit Fairtrade-Produkten bescherte benachteiligten Kleinbauernfamilien und Arbeitern auf Plantagen in Afrika, Asien und Lateinamerika im Vorjahr umgerechnet mehr als 4,8 Milliarden Franken. Das gab die Fairtrade Labelling Organizations International bekannt. Verschiedene kirchliche Hilfswerke, so Caritas und Fastenopfer, kämpfen seit langem für einen gerechten Handel, der die Ärmsten auch fördert. Die ökumenische Fastenkampagne 2010 lautete: "Stoppt den unfairen Handel!" (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Georges Scherrer
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

dieser Generation». Am Scheitelpunkt der kolonialen Epoche bediente sie das kolonialistische Verständnis der Mission, das die Verkündigung der christlichen Botschaft mit der weltweiten Ausbreitung der westlichen Zivilisation verknüpfte; dieses Unterfangen sollte in *einer* Generation abgeschlossen werden. Doch welches Gesicht offenbarte dann diese westliche Zivilisation? «Christliche» Länder lösten 1914 den Ersten Weltkrieg aus: die Ursprungs- und Grundkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Sie erschütterten damit die Vorstellung, diese Zivilisation verkörpere das Evangelium. Die kommunistische Revolution 1918 zerriss vollends den Traum, die gesamte Welt innerhalb einer Generation dem Christentum zuzuführen. Die Ökumene gewann hingegen an Tiefe, unterstützt durch die Bewegungen «Praktisches Christentum» (Stockholm 1915) und «Glaube und Kirchenverfassung» (Lausanne 1927). So ergab sich an der zweiten Weltmissionskonferenz 1928 in Jerusalem ein heftiger Streit über das Missionsverständnis. Er lief auf zwei Fragen hinaus, die heute noch aktuell sind: die Beziehung zwischen der christlichen Botschaft und anderen Religionen; die theologische Bedeutung des gesellschaftlichen und politischen Einsatzes der Christen. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK), der 1948 in Amsterdam entstand und seinen Sitz in Genf nahm, fasste dann «Praktisches Christentum» und «Glaube und Kirchenverfassung» unter seinem Dach zusammen. Die Weltmissionskonferenzen spiegeln ihre Zeitumstände. Lassen wir sie Revue passieren, zeigt sich, wie sich dabei das Missionsverständnis gewandelt hat:[3]

– Die Konferenz 1947 in Whitby, Kanada, stand noch unter dem Schock des Zweiten Weltkrieges. Sie gab die Begriffe «christliche» und «nichtchristliche» Länder auf und eröffnete damit der Missionstheologie neue Wege.

– Die Konferenz 1952 in Willingen, Deutschland, sah sich einer revolutionären Welt ausgesetzt. China, traditionelles «Missionsgebiet», hatte alle Missionare ausgewiesen. Die Konferenz begann, christliche Mission als «Missio Dei» zu verstehen.

– Die Konferenz 1958 in Accra, Ghana, beschloss die Vereinigung von Weltmissionskonferenz und ÖRK. In diesem Sinn vollzog die Vollversammlung des ÖRK 1961 in Delhi die «Integration von Kirche und Mission». Die orthodoxen Kirchen traten dem ÖRK bei; die katholische Kirche entsandte Beobachter. Im Gegenzug wurden Beobachter orthodoxer und protestantischer Kirchen zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) eingeladen.

– Die erste ÖRK-Weltmissionskonferenz 1963 in Mexiko-Stadt stand unter dem Thema «Mission in sechs Kontinenten». Sie ging auf die Tatsache ein, dass nichtreligiöse Ausdrucksformen des christlichen Glaubens und Handelns im Zug der «Säkularisierung» zunehmend positiv beurteilt wurden.

– Die Weltmissionskonferenz 1972 in Bangkok, Thailand, rückte die Begriffe «Kontext» und «Kultur» in den Vordergrund. Sie setzte sich mit Ausbeutung und Ungerechtigkeit in den Beziehungen zwischen der Dritten und der Ersten Welt sowie zwischen den Kirchen auseinander. Die afrikanischen Kirchen schlugen ein befristetes «Moratorium» für den Transfer von Geld und die Aussendung von Missionaren aus dem Norden in den Süden vor!

– Die Konferenz 1982 im australischen Melbourne öffnete sich dem Einfluss lateinamerikanischer Befreiungstheologien und unterstrich «die Rolle der Armen und Unterdrückten in Gottes Mission». Das entsprechende Dokument baute auf Erkenntnissen der protestantischen, evangelikalen, orthodoxen und katholischen Missionstheologie auf; es ist heute noch wegweisend.

– Die Konferenz 1989 in San Antonio, USA, einigte sich auf eine gemeinsame Antwort auf die Frage, wie sich Christentum und andere Religionen zueinander verhalten. Die treffliche Kurzformel lautete: «Wir können keinen anderen Weg des Heils bezeugen als Jesus Christus; gleichzeitig können wir dem Heilshandeln Gottes keine Grenzen setzen.»

– Die Konferenz 1996 in Salvador da Bahía, Brasilien, widmete sich dem Verhältnis zwischen Evangelium und Kultur. Sie stellte die reiche Vielfalt der Kulturen als Gabe Gottes in den Mittelpunkt und betonte, die Bekräftigung der eigenen kulturellen Identität in der Mission sei mit der Offenheit gegenüber anderen Identitäten zu verbinden.

– Die Konferenz 2005 in Athen fand zum ersten Mal in einem Land mit orthodoxer Mehrheit statt (griechisch-orthodoxe Kirche). Ein Viertel der 500 Teilnehmenden stammte aus katholischen, evangelikalen und pfingstkirchlichen Traditionen.

Die katholische Kirche tritt in die ökumenische Bewegung ein

Die katholische Kirche ist bis heute nicht Mitglied des ÖRK, jedoch Vollmitglied seiner Ständigen Kommission «Glaube und Kirchenverfassung». Dort leitet der katholische Theologe Jean-Marie Roger Tillard, ein kanadischer Dominikaner, die grundlegende Studiengruppe über den «apostolischen Glauben».

Bis es so weit war, verflossen freilich Jahrzehnte, denn die katholische Kirche liess sich nur zögerlich auf die ökumenische Bewegung ein. Das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) hatte die Kirche als eine in sich geschlossene «vollkommene Gesellschaft» beschrieben; auf dieser Linie war ein Dialog kaum möglich. Als im Jahr 1919 eine Delegation des vorbereitenden Ausschusses «Glaube und Kirchenverfassung» Rom für eine Teilnahme zu gewinnen suchte und zu diesem Zweck bei Papst Benedikt XV. vorsprach, lehnte dieser dankend ab. Er lud stattdessen zur Rückkehr in die «wahre Kirche» ein. Das Heilige Offizium (die spätere Glaubenskongregation) untersagte den Katholiken

ÖKUMENE

[1] Zur Weltmissionskonferenz vgl. die Informationen auf der Homepage des Ökumenischen Rates der Kirchen: www.oikoumene.org/de/dokumentation/documents/oerk-programme/unity-mission-evangelism-and-spirituality/mission-and-unity/horizont-edinburgh-2010-mission-im-21.-jahrhundert.html.

[2] Aus katholischer Sicht bieten einen handlichen Überblick Wolfgang Thönissen: Stichwörter zur Ökumene. Ein kleines Nachschlagewerk zu den Grundbegriffen der Ökumene. Paderborn 2003; Jörg Ernesti: Kleine Geschichte der Ökumene. Freiburg im Breisgau 2007.

[3] Ab den 60er-Jahren habe ich die Entwicklung auf diesem Gebiet verfolgt, teils aus beruflichen Gründen. Denn ich arbeitete im Schweizerischen Katholischen Missionsrat (SKM) mit, der 1963 gegründet wurde. In den 80er-Jahren war ich dessen Sekretär (im Rahmen der Stiftung MISSIO der Bischofskonferenz). Die Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Evangelischen Missionsrat und mit protestantischen Missionsgesellschaften war schon damals intensiv.

ÖKUMENE

kurz darauf, in Vereinigungen mitzuwirken, die der Wiederherstellung der Einheit dienten.

Aber trotz dieses und weiterer Verbote wuchs Ökumene von unten her, mitgetragen durch die biblische und liturgische Bewegung. Weitsichtige Theologen begannen, sich mit der ökumenischen Bewegung auseinanderzusetzen. So verfasste der junge französische Dominikaner Yves Congar (1904–1995) im Jahr 1937 ein Buch über die «Prinzipien eines katholischen Ökumenismus».[4] Er liess sich von der Überzeugung leiten, «dass die eine und ungeteilte Kirche bereits existiert».[5]

Der Zweite Weltkrieg beschleunigte die Entwicklung. Nach der Gründung des ÖRK im Jahr 1948 fiel die erste vatikanische Stellungnahme zur ökumenischen Bewegung, die Instruktion «Ecclesia catholica» vom 20. Dezember 1949, positiv aus. Diese Bewegung sei «eine Frucht des Heiligen Geistes», betonte sie. Nun rückte die Ökumene auch in Rom zunehmend ins Blickfeld – bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965), zu dem, wie bereits erwähnt, Beobachter orthodoxer und protestantischer Kirchen eingeladen wurden. Das Konzil erarbeitete das Dekret «Unitatis redintegratio», das es am 21. November 1964 mit 2137 Ja gegen 11 Nein verabschieden konnte. Das Dokument beginnt mit dem programmatischen Satz: «Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen, ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Konzils.» Und wenige Zeilen später betont es, die Spaltung sei «ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen». Starke Worte: Ärgernis und Schaden! Sie betonen die Dringlichkeit des ökumenischen Anliegens. Es ist nicht unserem Belieben oder Wohlfühlen anheimgestellt. Ökumene gewann an Schwung. Im Januar 1964 traf sich Papst Paul VI. in Jerusalem mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras I., dem ranghöchsten Bischof der Orthodoxie; die beiden hoben 1965 den Bann auf, der die Ost- und die Westkirche seit 1054 geschieden hatte. Der Papst traf sich 1966 mit dem Erzbischof von Canterbury, Michael Ramsey, Primas der Kirche von England und Ehrenoberhaupt der anglikanischen Familie. Am 10. September 1969 besuchte er den Sitz des ÖRK in Genf.[6]

Verpflichtung zu wachsender Zusammenarbeit

Die Dringlichkeit des ökumenischen Anliegens ruft nach einer mühevollen Konsequenz: Alles gemeinsam tun, was ehrlich gemeinsam getan werden kann! In diesem Sinn unterzeichneten der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) und die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) am 22. April 2001 in Strassburg eine «Charta Oecumenica» über Dialog und Zusammenarbeit.[7] Die CCEE vertritt die katholischen Kirchen, die KEK verbindet vor allem Kirchen der Orthodoxie und der Reformation. Beide Organisationen haben ihr Sekretariat in der Schweiz, die erste in St. Gallen, die zweite in Genf.

Diese Charta nennt grundlegende Aufgaben und leitet daraus Leitlinien und Verpflichtungen ab. Mit Blick auf die Mission seien folgende Aussagen herausgegriffen:

Die Ökumene lebt davon, dass wir Gottes Wort gemeinsam hören und den Heiligen Geist in uns und durch uns wirken lassen. Wir verpflichten uns,

– füreinander und für die christliche Einheit zu beten;

– die Gottesdienste und die weiteren Formen des geistlichen Lebens anderer Kirchen kennen und schätzen zu lernen;

– dem Ziel der eucharistischen Gemeinschaft entgegenzugehen;

– auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens oder grössere Zweckmässigkeit dem entgegenstehen.

Die wichtigste Aufgabe der Kirchen in Europa ist es, gemeinsam das Evangelium durch Wort und Tat für das Heil aller Menschen zu verkündigen. Wir verpflichten uns,

– über unsere Initiativen zur Evangelisierung mit den anderen Kirchen zu sprechen, darüber Vereinbarungen zu treffen und so schädliche Konkurrenz sowie die Gefahr neuer Spaltungen zu vermeiden;

– die Religions- und Gewissensfreiheit von Menschen und Gemeinschaften anzuerkennen und dafür einzutreten, dass sie individuell und gemeinschaftlich, privat und öffentlich ihre Religion oder Weltanschauung im Rahmen des geltenden Rechtes praktizieren dürfen;

– für das Gespräch mit allen Menschen guten Willens offen zu sein, gemeinsame Anliegen mit ihnen zu verfolgen und ihnen den christlichen Glauben zu bezeugen.

Walter Kardinal Kasper, Vorsteher des römischen Einheitsrates, beschreibt Ökumene gern als «ein Austausch der Gaben». Vor kurzem betonte er an einer Tagung in Salzburg, die Ökumene sei zentrale «Baustelle der Kirche von morgen». Sie sei Gebot der Stunde, «nicht Kür, sondern Pflicht». Kasper wörtlich: «Ökumene ist nicht Diplomatie, sie ist auch keine Technik, sie ist eine Kunst, nämlich die Kunst, Misstrauen zu überwinden, Vertrauen aufzubauen, Freunde zu gewinnen und Freundschaften zu stiften.»

So gerät uns die Weltmissionskonferenz vom 2. bis 6. Juni 2010 in Edinburgh zur Gewissenserforschung: Sind wir offen genug, das «Ärgernis für die Welt» und den «Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen» überwinden zu helfen? Ökumene ist ein Austausch der Gaben, die alle reichlich empfangen.

Alois Odermatt

[4] Chrétiens désunis. Principes d'un «œcuménisme» catholique. Erster Band der Reihe «Unam Sanctam». Paris 1937, Neuauflage 2005.

[5] Ebd., 44.

[6] Ich erinnere mich gut, mit welchem Interesse wir damals die Arbeiten des Konzils Tag für Tag verfolgten und mit welcher Ergriffenheit wir die ökumenischen Zeichen Pauls VI. in den Medien miterlebten.

[7] Vgl. den Text der Charta unter www.cec-kek.org/Deutsch/ChartafinG.htm.

SEXUALMORAL AUF DEM PRÜFSTAND – EIN NORMALFALL!?!

SEXUALMORAL

Die Offenlegung verheerender Missbrauchsfälle innerhalb kirchlicher Bereiche und Institutionen hat einen enormen Flächenbrand ausgelöst, der das Vertrauen in die katholische Kirche fundamental bedroht. Unter diesem Eindruck wird gefordert, die Sexualmoral der Kirche, insbesondere lehramtliche Auffassungen hierzu, neu auf den Prüfstand zu bringen. Dahinter steht der Verdacht, dass einige in Sachen Sexualität und liebende Partnerschaft offiziell vertretene Interpretationen und Normen und deren institutionelle Konsequenzen, ohne es zu wollen, missbrauchsfördernd gewesen sein könnten.

Diese Forderung, die Konsistenz kirchlicher Sexualmoral zu überprüfen, wird von der grossen Mehrheit der inner- wie ausserkirchlichen Öffentlichkeit, von zahlreichen theologischen und nichttheologischen Fachleuten und auch von Bischöfen vertreten.[1] Aus Sicht der Moraltheologie ist ein solches Postulat jedoch nichts Aussergewöhnliches, sondern betrifft einen Normalfall ethisch zu leistender Arbeit und Aufgaben. Alle Moralsätze gleich welchen Bereiches bedürfen einer ständigen fachgerechten Überprüfung ihrer humanen Relevanz und Begründung. Warum sollte also die Reflexion menschlicher Sexualität – ihre kulturelle Situierung, sachlichen Grundlagen und verantwortliche Gestaltung – hier eine Ausnahme bilden?

Klassischerweise müssen bei einem solchen Vorgang drei zentrale Komponenten sittlicher Erkenntnis zusammengesehen und sachlich wie kritisch miteinander im Gespräch gehalten werden:[2] zum einen die Erfahrung und situative Kompetenz der in einem Gestaltungsbereich betroffenen und kundigen Menschen; zum zweiten fachwissenschaftliche Einsichten, hier jene, die mit der Bedeutung, Genese und kulturellen Einordnung von Sexualität, Erotik und Geschlechterbeziehung befasst sind. Schliesslich ist vor diesem Hintergrund der Bestand an gesellschaftlich geltenden und kirchlich tradierten Normen und Handlungsmodellen zu erörtern, teils um deren Trifftigkeit zu bestätigen bzw. zu präzisieren, aber auch um gegebene Defizite ethisch-produktiv auszugleichen.

Bekanntlich herrschen auf diesem Feld zwischen den Einstellungen – auch dezidiert kirchlich orientierter – umsichtig handelnder Menschen, wissenschaftlich gesicherten Deutungen und bestimmten lehramtlich vorgelegten Handlungsnormen auffällige Diskrepanzen. Dies ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass der kulturell, kirchlich wie theologisch vorgesehene Diskurs fortgeführt werden muss. Es geht darum, in einer wichtigen Frage perspektivische Differenzen kommunikativ zu bearbeiten, um die Chance eines gemeinsamen Horizontes sittlicher Orientierung nicht sträflich zu verpassen.

Worum geht es näherhin?[3] Zunächst haben sich die strukturellen Umstände sexueller Erfahrung und Partnerschaft in den letzten Jahrzehnten entscheidend verändert: Die Zeitspanne zwischen sexueller Reife und möglicher Heirat beträgt – völlig anders als früher – oft weit mehr als zwei Jahrzehnte; umgekehrt scheint die eheliche Lebensform für viele nicht mehr alternativlos, ist dabei massiv (und nicht immer schuldhaft!) vom Zerbrechen bedroht. Allein dieser Strukturwandel, aber auch die damit verbundene Transformation von Wertausgangslagen, bedingen neue Szenarien des Liebens. Diese dürfen – schon wegen ihrer subjektiven Authentizität – moralisch nicht pauschal diskreditiert werden, sondern haben das Anrecht auf eine personenbezogene, differenzierte ethische Betrachtung: Liebe im fortgeschrittenen Alter, im frühen Stadium des Erwachsenseins und in der Postadoleszenz; Liebe und Partnerschaft zwischen gleichgeschlechtlich Empfindenden; Sexualität und Liebe im Leben geistig behinderter Menschen; Liebe nach gescheiterter Ehe und Trennung oder im Falle einer AIDS-Erkrankung. Der klassisch tradierte Normbestand realisiert bislang hauptsächlich die vormals gewohnten Umstände gelebter Sexualität und Ehe, vermag also die tiefgreifenden lebensweltlichen Veränderungen noch nicht konstruktiv-kritisch aufzunehmen.

Betrachtet man es von den Sexualwissenschaften her: Dort betont man die umfassende geschlechtlich-erotische Ansprechbarkeit bzw. Dynamik des Menschen und analog dazu lebenslange psychosexuelle Entwicklungs- und Lernprozesse. Aber zumeist kommt auch die symbolische Bedeutung sexueller Handlungen als Chance und Ausdruck existentieller Zugehörigkeit und personaler Selbstfindung zur Sprache. Damit zeigt sich eine teils erstaunliche Nähe zu jener christlichen Interpretation von Sexualität und geschlechtlicher Kommunikation, die von einer positiven, ursprünglich biblischen Anthropologie geprägt und für die einschlägige Theologie wie lehramtliche Verkündigung zweifelsohne massgeblich sein muss. Demhingegen wirkt unsere derzeitige platt offengelegte, auf äussere Attraktivität, schnellen Konsum, Kommerz und technisches Beherrschen geeichte Lebenswelt des Sexuellen wie ein entzaubertes, zugleich zwanghaftes Vorbeiagieren am menschlich zutiefst Ersehnten. Allerdings wird auch die kirchliche Verkündigung – trotz ihrer besagten unbestreitbaren Quellen und Potentiale – nicht an die notwendigen humanisierenden Lernprozesse und Formgebungen

P. Hanspeter Schmitt OCarm. ist seit 2007 Ordentlicher Professor für Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule in Chur.

[1] Wunibald Müller: Nichts gesehen, nichts gehört, nichts gesagt? Referat auf dem Ökumenischen Kirchentag in München, 13. Mai 2010, unveröff. Manuskript; «Die Zeit des Vertuschens ist vorbei» (Christoph Card. Schönborn), in: Wiener Zeitung, 29. April 2010; Horst Köhler: Eine neue innere Mission beginnen (Interview), in: Rheinischer Merkur, 13. Mai 2010; Udo Rauchfleisch: Die Priester im Stich gelassen (Interview), in: Neue Luzerner Zeitung, 25. März 2010. Internetquellen [alle Stand: 24. Mai 2010]: Notker Wolf: Haltung der Kirche zur Sexualität muss überprüft werden, ARD/ZDF-Morgenmagazin, 18. März 2010, in: www.mediathek.daserste.de; Manfred Scheuer (Interview, 23. März 2010), in: www.tt.com; Klaus Mertes SJ (Interview, 7. Februar 2010), in: www.taz.de; Udo Rauchfleisch (Interview), in: www.aufbruch\homophob.htm; David Berger: Ich darf nicht länger schweigen, in: www.fr-online.de; Eberhard Schockenhoff (Interview, 26. April 2010), in: www.fr-online.de; Alfred Kirchmayr (Interview, 9. März 2010), in: www.derStandard.at; Cornelius Hell: Wenn alles Sünde ist, in: www.diepresse.com; «Wir müssen über Sexualmoral reden» (Alois Glück), in: www.fr-online.de; «Stunde der Krise und grosse Chance» (Tagung von Münsteraner Professoren, 3. Mai 2010), in: www.kirchensite.de.

heranreichen, wenn sie auf die äussere Betrachtung einzelner Akte und auf Verbote konzentriert ist. Um lebenspraktisch relevant zu bleiben, gilt es, auf die innere Befähigung von Menschen, die schrittweise (auch strukturelle!) Entwicklung verantwortlicher Freiheit und auf ein entsprechendes Vertrauen zu setzen, sprich aufbauende Tugenden zu üben, die auf anderen Gebieten längst zur überzeugenden kirchlichen Praxis gehören.

Dies zu können, würde verlangen, dass Theologie und Ethik sich wieder intensiver mit dem klassischen Traktat der sogenannten menschlichen Natur und ihrer genuinen Selbstvollzüge befassen und dem Lehramt wie den handelnden Personen auf diese Weise zuarbeiten. Es ist noch differenzierter darzulegen, inwiefern jede Auffassung der «Natur» menschlicher Sexualität auch «Kultur» darstellt und daher selbstredend vom geschichtlichen Stand anthropologischer Erfahrung mitbedingt wird.[4] Folglich wäre hermeneutisch – nicht ausschliesslich kasuistisch! – zu fragen, was der Satz von der unbedingten «natürlichen» Bindung von Sexualakten an die Ehe substantiell und sittlich aussagen will. Diese hermeneutische Sicht bedeutet gerade nicht, einer sexuellen Libertinage und ungeordneten Lust das Wort zu reden. Sie würde im Gegenteil bewirken, dass nicht alles, was man spontan will, was denkbar erscheint oder gemacht wird, einfach als «natürlich» bezeichnet werden darf. Sie würde helfen, wahre – sprich personal integrierte, auf Schöpferkraft und Treue zielende – Liebe zu erkennen und kulturell zu stützen. Vor allem würde eine solche Hermeneutik die volle Humanität, den unerlässlichen Schutz der Verletzlichsten und die Einbeziehung der Opfer eindrücklich und systematisch zwingend ins Zentrum des Bemühens rücken und damit das leisten, was heute mehr denn je geboten ist.

Die derzeit aktuelle Debatte macht schmerzlich bewusst, dass dieser notwendige Diskurs kirchlicher Sexualmoral kaum stattfindet, obschon er doch als Normalfall theologisch-ethischer Arbeit zu gelten hat. Das bischöfliche Lehramt vor Ort leistet nur selten tiefer gehende inhaltliche Beiträge, genau wie sich Theologen zu diesem Thema weitgehend ausschweigen. So jedoch bleiben jene, die nach Wegen ihrer Sexualitäts- und Partnerschaftsgestaltung suchen, in ihrem Eindruck bestätigt, dass von Kirche und Theologie in diesem für sie zentralen Bereich keine Unterstützung zu erwarten sei.[5]

Worin die tieferen Ursachen dieses eklatanten Kompetenzverlustes in puncto Sexualität liegen – ob in unbiblischen gnostischen Tendenzen oder überkommenen ideologischen Reinheitskonzepten, ob in der institutionellen Marginalisierung weiblicher Erfahrung oder in Repressionen, die abweichenden Überlegungen trotz hoher persönlicher wie fachlicher Redlichkeit drohen –, ist im Grunde zweitrangig, jedoch für die Bearbeitung der Stagnation analytisch interessant. Jedenfalls muss diese dringend überwunden werden! Denn im Bereich intergeschlechtlicher Entwicklung und bei der Kommunikation sexueller Bedürfnisse leistet jede Form von Sprachunfähigkeit, systemisch erdrückender Idealistik und chronischer Ausblendung vorhandener Realitäten unvermeidlich der Unreife, Identitäts- wie Empathiemängeln und in der Folge schlimmstenfalls auch dem sexuellen Missbrauch Vorschub. Umgekehrt könnten in einem Klima partnerschaftlicher, mensch- und sachbezogener kirchlicher Kommunikation die christlichen Schätze der göttlichen Bejahung schöpfungsbezogener Lust, zukunftsorientierter Liebe und engagierter Treue erneut und wirksamer gehoben werden. Dies zu versuchen, zählt zum gemeinsamen Auftrag aller kirchlich Beteiligten bzw. Verantwortlichen und bildet zugleich die erste Voraussetzung, verlorenes Vertrauen womöglich wieder zurückzugewinnen. Notwendig ist jetzt eine ehrliche Aufarbeitung der gesamten Problematik!

Hanspeter Schmitt

[2] Vgl. exemplarisch Josef Römelt: Christliche Ethik in moderner Gesellschaft, Bd. 1: Grundlagen. Freiburg i. Br. 2008, 15–25; Dietmar Mieth: Moral und Erfahrung, 2 Bde. Freiburg i. Br. u. a. 1998 ff.

[3] Vgl. Bernhard Fraling: Sexualehik. Paderborn u. a. 1995; Klaus Arntz: Grundlagen der Sexualmoral, in: Ders. u. a.: Orientierung finden. Ethik der Lebensbereiche. Freiburg i. Br. 2008, 61–126; Josef Römelt: Handbuch der Moraltheologie, Bd. 2. Regensburg 1997, 31–113; Volkmar Sigusch: Neosexualitäten. Frankfurt a. M. 2005; Regina Ammicht Quinn: Religion, Körper, Sexualität. Theologische Reflexionen zur Ethik der Geschlechter. Mainz [3]2004; Ina Grau / Hans W. Bierhoff (Hrsg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin 2007; Markus Schroer (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a. M. 2005; Karl Lenz (Hrsg.): Soziologie der Zweierbeziehung. München [2]2008; Claudia Bruns / Tilmann Walter (Hrsg.): Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität. Wien u. a. 2004; Holger Herma: Liebe und Authentizität. Generationswandel in Paarbeziehungen. Berlin 2009; Rüdiger Peuckert: Familienformen im sozialen Wandel. Berlin [7]2008.

[4] Vgl. Eberhard Schockenhoff: Stärken und innere Grenzen, in: Herder Korrespondenz 62 (2008) 236–240.

[5] Dies monierten jüngst u. a.: Stephan Leimgruber: Sexualität gestalten lernen, in: Stimmen der Zeit 228 (2010), 47–56, hier 50; Konrad Hilpert: Auch ein systemisches Problem?, in: Herder Korrespondenz 64 (2010), 173–176; Ders.: Verantwortlich gelebte Sexualität, in: Herder Korrespondenz 62 (2008), 335–340; Michael Schrom: Sexuelles Wesen: Mensch und Christ, in: Christ in der Gegenwart 62 (2010), 215 ff.

Der naturalistische Fehlschluss

Alexis Fritz: Der naturalistische Fehlschluss. Das Ende eines Knock-Out-Arguments [Studien zur theologischen Ethik 124]. (Academic Press) Freiburg / Schweiz; (Verlag Herder) Freiburg-Wien 2009, 424 Seiten.

Alexis Fritz legt mit seiner bei Prof. Eberhard Schockenhoff an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereichten, mit dem Bernhard-Welte-Preis ausgezeichneten Dissertation ein anspruchsvolles Werk zur Metaethik vor, das sich mit der Thematik des sog. naturalistischen Fehlschlusses, der Sein-Sollen-Problematik (SSP) beschäftigt. Die SSP hat die Frage zum Gegenstand, ob und inwieweit es zulässig ist, aus beschreibenden Sätzen Sollenssätze herzuleiten.

Der Autor untersucht Begriffe wie «gut» und «sollen» mittels einer Untersuchung der Beziehung der Terme untereinander (Syntax), zur aussersprachlichen Wirklichkeit (Semantik) und zum Sprecher bzw. Hörer (Pragmatik). Er stellt die Positionen von D. Hume (1711–1776) und G. E. Moore (1873–1958) dar, woraus deutlich wird, dass der naturalistische Fehlschluss kein Knock-Out-Argument ist. Ein zweiter Teil beschäftigt sich mit der SSP bei Thomas von Aquin, der eine Kluft zwischen Tatsachen und Werten verneint. Der Autor schliesslich verneint die Gültigkeit des naturalistischen Fehlschlusses nach der Diskussion weiterer Autoren mit der Überzeugung, dass es eine reale Beziehung zwischen natürlichen Erfordernissen der menschlichen Lebensweise und ethischen Ansprüchen gibt. Die Plausibilität des naturalistischen Fehlschlusses sei vom gesetzten Seinsverständnis abhängig, dessen Gültigkeit setzt ein szientistisches bzw. positivistisches Weltbild voraus, das vom Autor (und vom Rezensenten) nicht geteilt wird. *Urban Fink-Wagner*

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Mehr Informationen über die neuen kirchlichen Bewegungen

Heute gibt es viele religiöse Gruppierungen, auch in der katholischen Kirche. Wie sind sie einzuschätzen? Wirken sie sektenhaft, traditionalistisch, einseitig? Sind sie gefährlich? Unter diesen Gruppierungenen gibt es solche, die von der katholischen Kirche offiziell anerkannt wurden wie z. B. Fokolar, Schönstatt, Erneuerung aus dem Geiste Gottes (Charismatische Erneuerung) u. a. m. Für all diese Bewegungen wurde 2007 von der Schweizer Bischofskonferenz die Arbeitsgruppe «Neue kirchliche Bewegungen» (AG NKB) geschaffen. Sie trifft sich regelmässig unter der Leitung von Weihbischof Martin Gächter. Die Arbeitsgruppe betreut im Internet die Homepage www.katholische bewegungen.ch. Darauf finden sich Grundsatzartikel über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den neuen Bewegungen. Die Bewegungen stellen sich auch selber vor und geben Auskunft über ihre Ortsgruppen und ihre Programme.

An der letzten Sitzung konnte die AG NKB dankbar feststellen, dass sich die Beziehungen zwischen den Katholiken in den Pfarreien und den Bewegungen verbessert haben. Dazu hilft auch die PPK-Broschüre «Pfarreien und Neue kirchliche Bewegungen. Eine gegenseitige Bereicherung» (St. Gallen 2007), die bei www. pastoralplanungskommission.ch unter Publikationen zu finden ist. Immer mehr Katholiken erfahren diese neuen Bewegungen positiv, weil deren Mitglieder auch in den Pfarreien stark engagiert sind. Die neuen katholischen Bewegungen treffen sich auch mit Gemeinschaften aus dem evangelischen Raum. Sie bemühen sich gemeinsam um eine viel versprechende Ökumene, die weniger eine Änderung der anderen und der Kirchenstrukturen verlangt, sondern eine Vertiefung und Verlebendigung des eigenen Christseins im Sinne des Gebetes «Herr, erneuere die Kirche und fange bei mir an». Die Bewegungen der verschiedenen Kirchen und Länder treffen sich regelmässig zu grossen europäischen Treffen (siehe www. miteinander-wie-sonst.org).

Auch in der Schweiz können wir neuerdings viel versprechende Jugendtreffen der Adoray in verschiedenen Städten finden. Sie haben sich in der Folge der letzten Weltjugendtage gebildet. Da treffen sich die Jugendlichen der verschiedenen katholischen Bewegungen und Pfarreien zum gemeinsamen Gebet am Sonntagabend. Auch wenn die neuen katholischen Bewegungen selten Schlagzeilen machen, bringen sie neue Hoffnung in unsere Kirche und unsere Welt. *+Martin Gächter*, Weihbischof

Patricia Villiger neue Bistumsverwalterin

Bischof Dr. Kurt Koch ernennt Frau Patricia Villiger (41) auf den 1. Juni 2010 zur neuen Bistumsverwalterin des Bistums Basel. Damit tritt sie in die Fussstapfen ihres Vaters Edwin Villiger (75).

Der bisherige Bistumsverwalter, Herr Edwin Villiger, tritt per Ende Mai 2010 in den Ruhestand. Während 42 Jahren leistete er seinen Dienst im Bistum Basel. Mit grossem Engagement war er für die Entwicklung und Professionalisierung der Diözesanen Verwaltung wegweisend und geniesst aufgrund seiner Kompetenzen, seinem vorausschauenden Denken und seiner treuen Kirchlichkeit hohes Ansehen.

Nun wird seine Tochter, Frau Patricia Villiger, die Nachfolge antreten. Geboren 1969 im aargauischen Bünzen, arbeitete sie nach ihrem Studium der Betriebswirtschaft (lic. rer. pol.) und einem Abschluss als diplomierte Wirtschaftsprüferin von 1995 bis 1999 bei PricewaterhouseCoopers in Zürich, wo sie Prüfungsleiterin war sowie nationale und internationale Mandate in Handel und Industrie übernahm.

Vor 10 Jahren trat sie in die Villiger Treuhand AG in Biberist ein, als Mitglied des Verwaltungsrates und der Geschäftsleitung. Frau Patricia Villiger nimmt ihre neue Aufgabe für das Bistum Basel ab 1. Juni 2010 wahr.

Solothurn, 27. Mai 2010

Giuseppe Gracia
Kommunikationsbeauftragter
des Bistums Basel

WORTMELDUNG

Voraustrauungsverbot

Mit Interesse habe ich den Beitrag von Dr. Roland Moser gelesen, der das Voraustrauungsverbot in Frage stellt und aufzeigt, dass nicht nur Kirchenvertreter, sondern auch Juristen und Politiker dessen Berechtigung in Frage gestellt haben (siehe SKZ 178 [2010], Nr. 17, 316–319). Zwei wichtige und angesichts der aktuellen religionsrechtlichen Diskussionen brisante Aspekte der Thematik bleiben jedoch unberücksichtigt:

1. Eine Aufhebung des Voraustrauungsverbotes gälte nicht nur für die römisch-katholische Kirche, sondern auch für andere Konfessionen und Religionsgemeinschaften. Aus Gründen der religiösen Neutralität des Staates und der Religionsfreiheit müsste auch ihren Angehörigen das Recht eingeräumt werden, gemäss ihrem je eigenen religiösen Recht zu heiraten. Wenn man an Ehen denkt, die von den jeweiligen Herkunftsfamilien für teils noch sehr junge Menschen «arrangiert» werden, löst diese Vorstellung einer Stärkung unterschiedlicher religiös fundierter Rechtsordnungen gegenüber dem staatlichen Eherecht sehr zwiespältige Gefühle aus. Wer der Entwicklung von Parallelgesellschaften mit unterschiedlichen Rechtsordnungen kritisch gegenübersteht, sollte staatliche Normen gerade im heiklen familienpolitischen Bereich nicht vorschnell relativieren.

2. Eine rein kirchliche Eheschliessung hat im Bereich des weltlichen Rechts keinerlei Auswirkungen. Das staatliche Ehe- bzw. Familienrecht hingegen regelt insbesondere auch materielle Verantwortlichkeiten und schützt damit insbesondere die «Schwächeren», konkret also die Frauen, insbesondere die Mütter, und die Kinder. Eine nur kirchlich verheiratete, aber staatlich gesehen ledige Mutter eines kleinen Kindes z. B. kann für sich keinen Anspruch auf Unterhalt geltend machen, wenn der Partner und Vater sich anders orientiert und seine Verantwortung nicht wahrnimmt. Wem an einer Politik und einer Rechtsordnung liegt, welche die Familie schützt, kann nicht gleichzeitig Abstriche am staatlichen Eherecht machen, das diesen Schutz gewährleistet.

In Zeiten sehr hitziger und kontroverser Diskussionen um religionsrechtliche Fragen rund um Minarette, religiöse Kleidervorschriften, Schuldispensen aus religiösen Gründen, aber auch um das Verhältnis zwischen Staat, Gesellschaft und Religionsgemeinschaften, greift zu kurz, wer rechtsstaatliche Normen einzig unter dem Gesichtspunkt beurteilt, wie sie sich zum Recht und Selbstverständnis der römisch-katholischen Kirche verhalten. Vielmehr sind immer auch die Folgen für den Zusammenhalt der Gesamtgesellschaft und für die Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften zu bedenken. Und unter diesen Gesichtspunkten halte ich es für sinnvoller, gerade im Bereich des Familienrechts an einer klaren und starken staatlichen Rechtsordnung festzuhalten, selbst wenn diese von manchen (nota bene aus primär finanziellen und nicht spirituellen Gründen!) als Einschränkung empfunden wird.

Zürich, 18. Mai 2010 *Daniel Kosch*

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Dr. *Marie-Louise Gubler*
Aabachstrasse 34, 6300 Zug
mgubler@sunrise.ch
Dr. *Daniel Kosch*
Russenweg 26
8008 Zürich
kosch@bluewin.ch
Prof. Dr. *Wolfgang W. Müller* OP
Universität Luzern
Gibraltarstrasse 3, Postfach 7763
6000 Luzern 7
wolfgang.mueller@unilu.ch
Dr. *Alois Odermatt*
Bannstrasse 24, 6312 Steinhausen
eumaios@vtxmail.ch
Dr. *Simone Rosenkranz*
Eichmattstrasse 23, 6005 Luzern
simone.rosenkranz@zhbluzern.ch
Prof. P. Dr. *Hanspeter Schmitt*
TH Chur / Alte Schanfiggerstrasse 7
7000 Chur
hanspeter.schmitt@thchur.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Mit Kipa-Woche
Redaktion Kipa, 8027 Zürich

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Verlag
LZ Fachverlag AG
Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar
E-Mail info@lzfachverlag.ch

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erschien in der SKZ-Nummer 18/2010 auf S. 366.

Dringend gesucht:

Priester für Sonntagsaushilfe

in deutscher Sprache, während den Sommerwochen Juli–August 2010, jeweils einen Gottesdienst am Sonntagmorgen 10.00 Uhr in Deutsch. Vergütung gemäss Diözesantarif: Kilometer, Honorar, Predigt- und Messvergütung, Verpflegungsentschädigung. Weitergehende Zusammenarbeit erwünscht.
Des Weiteren «Standby», Erreichbarkeit während den Wochen für Beerdigungen oder besondere Notfälle.

Bitte melden Sie sich unter Chiffre 23020, LZ Fachverlag AG, Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar.

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
NEU!
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81, Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

SEELSORGEVERBAND BERNINA

Zum Seelsorgeverband Bernina gehören die kath. Pfarreien Celerina, Samedan/Bever und Zuoz/La Plaiv im Oberengadin mit ca. 2500 Katholiken.

Der Seelsorgeverband Bernina sucht ab sofort oder nach Vereinbarung zur Verstärkung für sein Seelsorgeteam

einen Priester als Pfarrer und Moderator (100%) oder **einen priesterlichen Mitarbeiter (Stellenprozente nach Wahl) und eine Pastoralassistentin/einen Pastoralassistenten (50–100%)**

Als Priester und Pfarrer gehören zu Ihren Aufgaben:
- Eucharistiefeiern in den Verbandspfarreien
- Sakramentenspendung
- Leitung und Moderation des Seelsorgeverbands
- Seelsorge in den Pfarreien Celerina und Zuoz/La Plaiv
- Begleitung der Erstkommunionvorbereitung
- 4–6 Lektionen Religionsunterricht in der Unter- und Mittelstufe
- weitere Aufgaben nach Neigung und Absprache

Als priesterlicher Mitarbeiter (Teilzeit/im Ruhestand) wünschen wir uns von Ihnen:
- Eucharistiefeiern in den Verbandspfarreien
- Sakramentenspendung
- weitere Aufgaben nach Neigung und Absprache

Als Pastoralassistenten/Pastoralassistentin gehören zu Ihren Aufgaben:
- Mitwirkung in der Liturgie
- Seelsorge in den Pfarreien Celerina und Zuoz/La Plaiv
- Sakramentenvorbereitung (Taufgespräche, Begleitung der Erstkommunionvorbereitung)
- 4–6 Lektionen Religionsunterricht in der Oberstufe
- weitere Aufgaben nach Neigung und Absprache

Wir bieten:
- Zusammenarbeit im Team mit einem Pastoralassistenten-Ehepaar (mit Arbeitsschwerpunkt in Samedan) sowie mit engagierten Katechetinnen
- grosszügige Wohnung im Pfarrhaus von Celerina
- Besoldung nach den Richtlinien des Corpus Catholicum
- Stellensplitting als Ehepaar ist für Pastoralassistent/Pastoralassistentin möglich

Für weitere Informationen wenden Sie sich gerne an PAss. Andreas und Franziska Diederen, Kath. Pfarramt Samedan, Surtuor 19, 7503 Samedan, Telefon 081 852 52 21, E-Mail samedan@gr.kath.ch.

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an den regionalen Generalvikar für Graubünden: Andreas Rellstab, Hof 19, 7000 Chur; mit Kopie an den Präsidenten des Seelsorgeverbands: Gino Paganini, Quadrellas 56, 7503 Samedan.

NDS «KIRCHE IM STRAF- UND MASSNAHMENVOLLZUG»

Module im Jahre 2010 und 2011
Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bern

Nachdiplomstudium auf ökumenischer Basis

Die Module können einzeln besucht werden.

2010
KRIMINOLOGIE

Neue Entwicklungen, Theorie und Praxis

Das Modul soll eine Übersicht der allgemeinen Kriminalitätsforschung sowie des aktuellen Wissensstandes zu Kriminalität und sozialer Reaktionen auf diese anbieten.

Leitung:
Willi Nafzger, Studienleiter, Universität Bern
Prof. Dr. iur. Karl-Ludwig Kunz, Institut für Strafrecht und Kriminologie der Universität Bern

Ort: Universität Bern, Kuppelraum

Termin:
Montag, 18. Oktober 2010
Montag, 25. Oktober 2010
Montag, 1. November 2010

Zeit: 10.15–16.50 Uhr

Kosten: Fr. 650.–, exkl. Verpflegung

Anmeldeschluss: 28. August 2010

Anmeldung:
Willi Nafzger, Hubelmattstrasse 7, 3007 Bern
Telefon 031 371 14 68, Fax 031 371 14 52
E-Mail w.nafzger@vtxmail.ch

2011

❶

EIN «GANG» DURCH DIE FORENSIK

- Psychische Störungen im Strafrecht
- Methodik der forensisch-psychiatrischen Diagnostik und Begutachtung
- Schuldfähigkeit und strafrechtliche Verantwortung aus psychiatrischer Sicht
- Bedeutung der neurobiologischen Diskussion um die Willensfreiheit für die Forensik
- Das Problem der Kriminalprognose: Auswirkungen der «Null-Risiko-Gesellschaft»
- Forensische Therapien und strafrechtliche Massnahmen
- Sexualstraftäter: Zu Recht im öffentlichen Fokus?

Leitung:
Willi Nafzger, Studienleiter Nachdiplomstudium Universität Bern, Prof. Dr. med. Volker Dittmann, Psychiatrische universitäre Dienste der Universität Basel, Leiter der Forensik

Ort: Universität Bern, Hauptgebäude, Kuppelraum

Daten:
Montag, 10. Januar 2011
Montag, 17. Januar 2011
Montag, 24. Januar 2011
Montag, 31. Januar 2011

Zeit: 10.15–16.50 Uhr

Kosten: Fr. 700.–, exkl. Verpflegung

Anmeldeschluss: 1. Dezember 2010

❷

Einführung ins Recht/Strafrecht

Den Absolventen des NDS wird im Rahmen einer Einführungsveranstaltung in die Rechtswissenschaften (Einführung ins Recht) einen Überblick über die Schweizerische Rechtsordnung gegeben. Sie werden befähigt, die wesentlichen juristischen Zusammenhänge in unserem Rechtsstaat zu verstehen.

Leitung:
Willi Nafzger, Studienleiter Nachdiplomstudium Universität Bern, Bern; Dr. iur. Benjamin F. Brägger, Justizdepartement des Kantons Neuenburg, Chef de service, Service pénitentiaire, Lehrbeauftragter an der Universität Bern

Ort: Universität Bern, Hauptgebäude, Kuppelraum

Daten:
Montag, 23. Mai 2011
Montag, 30. Mai 2011
Montag, 6. Juni 2011
Montag, 20. Juni 2011

Zeit: 10.15–16.50 Uhr

Kosten: Fr. 700.–, exkl. Verpflegung

Anmeldeschluss: 1. April 2011

Anmeldung für alle Module:
Willi Nafzger, Hubelmattstrasse 7, 3007 Bern
Telefon 031 371 14 68, Fax 031 371 14 52
E-Mail w.nafzger@vtxmail.ch

Katholische Kirchgemeinde
5630 Muri

Wir suchen auf das Schuljahr 2010/2011

Katechetin oder Katecheten

Die Anstellung entspricht einem 30–50%-Pensum. Das Pensum besteht aus Religionsunterricht an der Unter-/Mittelstufe sowie der Leitung voreucharistischer Gottesdienste.
Weitere Aufgaben nach Absprache.

Auskunft bei:
Kath. Pfarramt St. Goar
Pastoralassistent Andres Lienhard
Telefon 056 675 40 20

Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an:
Kath. Kirchgemeinde Muri
Kirchbühlstrasse 10, 5630 Muri

AZA 6002 LUZERN
8702 / 128
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
0000001632
000128
SKZ 22 3. 6. 2010

Die katholische Pfarr- und Kirchgemeinde Wil

(www.kathwil.ch) ist eine lebendige Pfarrei im Bistum St. Gallen mit insgesamt ca. 12000 Katholiken und umfasst die Seelsorgebereiche Wil, Bronschhofen, Wilen und den weit bekannten und beliebten Wallfahrtsort Maria Dreibrunnen mit einer idyllisch gelegenen Wallfahrtskirche, einem Pfarrhaus und einem Pilgerrestaurant.

Der von vielen Christen geschätzte Wallfahrtsort Maria Dreibrunnen soll auch künftig ein Ort der Begegnung und Besinnung sein.

Ein junges Seelsorgeteam, ein offener Kirchenverwaltungsrat sowie ein engagierter Pfarreirat wollen mit Ihnen als

Priester bzw. Priester- oder Ordensgemeinschaft (2 bis 3 Personen)

ab dem 1. August 2010 oder nach Vereinbarung Akzente in der Weiterentwicklung des Wallfahrtsortes Maria Dreibrunnen setzen.

Wir bieten Ihnen:
- eine lebendige, offene Glaubensgemeinschaft
- ein junges und höchst engagiertes Seelsorgeteam
- einen unterstützenden Kirchenverwaltungsrat
- hohe Autonomie und Freiraum
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen
- Arbeitspensum nach Absprache
- Mitwirkung als Seelsorger in der Gesamtpfarrei
- eigenes, ruhig gelegenes Pfarrhaus
- Gestaltungsraum für Entwicklung von theologischen, kontemplativen und Gemeinschaft fördernden Konzepten für die Zukunft

Wir erwarten von Ihnen:
- Offenheit für eine zeitgemässe Seelsorge
- Ansprechpartner für Rat suchende Menschen
- Bezug zu einem Ort der Kontemplation und Gemeinschaft
- Kreativität in der Weiterentwicklung des Wallfahrtsortes

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an:

Katholischer Kirchenverwaltungsrat
Herr Urs Bachmann, Ratsschreiber
Lerchenfeldstrasse 3
9500 Wil

Weitere Auskunft erteilt Ihnen gerne:
Stadtpfarrer Dr. Roman Giger
E-Mail roman.giger@kathwil.ch
(Telefon 071 911 14 01)